



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Zwischen „sicheren Häfen“ und männlichen Angsträumen
Erfahrungen und Strategien queerer und nicht-queerer Männer
im Umgang mit (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt
Wien.

verfasst von | submitted by
Matthias Wentzel BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Marion Löffler Privatdoz.

Abstract (Deutsch)

Diese Arbeit untersucht und vergleicht die Wahrnehmung des (Un)Sicherheitsgefühls queerer und nicht-queerer Männer im öffentlichen Raum der Stadt Wien, sowie deren Strategien zur Herstellung eines Sicherheitsgefühls. Anhand einer qualitativen Vorgehensweise in Form von teilnehmer-generierten Emotionalen Karten sowie Leitfadeninterviews wird der Forschungsgegenstand zugänglich gemacht. Unter Einbezug von Theorien zur Konstruktion von Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit, sowie den Konzepten der Hegemonialen Männlichkeit nach Raewyn Connell und der Performativität von Geschlecht nach Judith Butler werden die Ergebnisse des Materialgenerierungsprozesses analysiert und interpretiert. Zu den zentralen Ergebnissen zählen die Differenz in den Männlichkeitskonstruktionen queerer und nicht-queerer Männer in Bezug auf öffentlichen Raum und (Un)Sicherheit, sowie die daraus abgeleitete Wahrnehmung des (Un)Sicherheitsgefühls aufgrund der Geschlechteridentität und der sozialen Organisation von Männlichkeiten. Um ein teilweises Sicherheitsgefühl herzustellen, orientieren und verändern queere Männer ihre Geschlechter-Performanz anhand heteronormativer Männlichkeitskonzepte, während nicht-queere Männer sich im (körperlichen) Wettbewerb mit anderen Männern als überlegen wahrnehmen müssen, um sich sicher zu fühlen.

Abstract (English)

This thesis examines and compares the perceptions of (in)security among queer and non-queer men in public urban spaces in the city of Vienna, as well as their strategies for creating a sense of security. Using a qualitative approach, the research subject is made accessible in the form of participant-generated emotional maps and guided interviews. The generated materials are analyzed and interpreted using theories on the construction of gender, space, and (in)security, as well as the concepts of hegemonic masculinity by Raewyn Connell and the performativity of gender by Judith Butler. The central findings include the difference in the constructions of masculinity between queer and non-queer men in relation to public space and (in)security, as well as the resulting perception of (in)security based on gender identity and the social organization of masculinities. To create a partial sense of security, queer men orient and change their gender performance based on heteronormative concepts of masculinity, while non-queer men must perceive themselves as superior in (physical) competition with other men in order to feel a partial sense of security.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
2	Erkenntnisinteresse & Forschungsfragen.....	3
2.1	Das männliche (Un)Sicherheitsgefühl als Forschungslücke	3
2.2	(Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt Wien	6
2.3	Forschungsgegenstand, Forschungsfragen & vermutete Ergebnisse	10
2.4	Zentrale Begriffe & Definitionen	12
3	Theoretische Grundlagen & Überlegungen	20
3.1	Die Konstruktion von	20
3.1.1	Geschlecht	21
3.1.1.1	Zur Konstruktion von Männlichkeiten.....	27
3.1.1.2	Die soziale Organisation von Männlichkeiten & ihre Vielfalt	31
3.1.1.3	Andere Formen von Männlichkeiten: migrantische & queere Männlichkeiten	37
3.1.2	Räumen	40
3.1.2.1	Vergeschlechtlichung von Raum oder Verräumlichung von Geschlecht?	44
3.1.3	(Un)Sicherheit	46
3.2	Zusammenfassung & theoretische Implikationen geschlechterspezifischer (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der urbanen Stadt.....	48
4	Methodologie & Methodik.....	51
4.1	Als Mann über Männer forschen	51
4.2	Methodenwahl & Empirisches Vorgehen	52
4.2.1	Emotionen zugänglich machen: Emotionales Mapping als visuelle Methode zur Operationalisierung von (Un)Sicherheit	54
4.2.2	Über Emotionen sprechen: Leitfadeninterview & Fragenkatalog	57
4.2.3	Schritte der Materialgenerierung & Sampling	58
5	Auswertung.....	64
5.1	Interview-Partner	64
5.2	Auswertung der Emotionalen Karten.....	67
5.3	Auswertung der Interviews	74

5.3.1	Wahrnehmung der eigenen (Un)Sicherheit	76
5.3.1.1	Faktoren mit Einfluss auf die eigene (Un)Sicherheit: bauliche Maßnahmen, Sinneswahrnehmungen & Menschen.....	78
5.3.2	Strategien zur Herstellung eines Sicherheitsgefühls.....	81
5.3.2.1	Strategien queerer Männer	83
5.3.2.2	Strategien nicht-queerer Männer	84
5.3.3	Herangezogene Männlichkeitskonzepte in Bezug auf das eigene (Un)Sicherheitsgefühl.....	85
5.3.4	Performanz normativ-männlicher Geschlechtsidentitäten im öffentlichen Raum.	89
5.3.5	Wahrgenommene sichere & unsichere öffentliche Orte	92
6	Diskussion & Interpretation.....	96
6.1	„sichere“ & „unsichere“ Männlichkeitskonstruktionen sowie ihre Geschlechter-Performanz als (Un)Sicherheitsfaktor	96
6.2	Städtische Räume als lokale Orte dominanter Männlichkeiten.....	99
6.3	Zwischen „sicheren Häfen“ und männlichen Angsträumen im öffentlichen Raum der Stadt Wien.....	101
6.4	Strategien im Umgang mit (Un)Sicherheit: unsichtbare Performanzen vs. körperlicher Wettbewerb.....	103
7	Fazit & Ausblick	106
	Literaturverzeichnis	108
	Abbildungsverzeichnis.....	117
	Tabellenverzeichnis.....	117
	Anhang.....	118
I.	Aufgabenstellung Emotionales Mapping	118
II.	Fragebogen Identitätsmerkmale Interview-Partner	124
III.	Einverständniserklärung Leitfadeninterview.....	125
IV.	Fragenkatalog	127

1 Einleitung

Der öffentliche Raum der Stadt ist nicht nur ein vermeintlicher physischer Ort, der von unterschiedlichen Menschen genutzt wird, er ist ebenso ein sozialer Raum, in welchen Machtverhältnisse und Normen verhandelt und (re)produziert werden. Aus diesem Grund gestaltet sich das Erleben, der Zugang sowie die Aneignung öffentlicher Räume nicht für alle Menschen gleich. Es sind soziale Kategorien wie Geschlecht, Sexualität oder Klasse, welche die Erfahrungen und Möglichkeiten von Menschen unterschiedlicher Identitäten prägen. Zu diesen Erfahrungen zählt auch, wer sich im öffentlichen Raum der Stadt sicher fühlen kann, und wer sich aufgrund bestehender Macht- und Geschlechterverhältnisse unsicher fühlt. Denn das persönliche Gefühl der Sicherheit im öffentlichen Raum ist keine einfache objektive Gegebenheit, sondern zeigt sich als subjektives, sozial konstruiertes Gefühl, welches im Zusammenwirken von Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit entsteht.

Das Gefühl der (Un)Sicherheit in städtischen öffentlichen Räumen wird gesellschaftlich, medial und wissenschaftlich größtenteils als geschlechterspezifisches Phänomen betrachtet, welches hauptsächlich Frauen betrifft. Öffentliche Räume werden im Kontrast zu privaten Räumen als unsicher und gefährlich für Frauen markiert, während sie für Männer als ungefährlich und sicher konnotiert werden (Ruhne, 2011, S. 11). Gleichzeitig zeigen statistische Auswertungen, dass es im öffentlichen Raum der Stadt Männer sind, welche häufiger Opfer von (Gewalt-)Verbrechen werden – und dies meist durch die Handlungen anderer Männer (Johansson & Haandrikman, 2023, S. 1238). Dennoch ist das männliche (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum bisher selten als geschlechterspezifischer Forschungsgegenstand aufgegriffen und in seiner Vielfalt analysiert worden. Dies kann einerseits auf das Nicht-Reporting eines Unsicherheitserlebens im öffentlichen Raum von Männern zurückgeführt werden (Choi & Merlo, 2021; Van Eijk, 2017). Auch wird dieses ausgeprägte Sicherheitsgefühl bzw. die scheinbare Abwesenheit von Unsicherheit und Angst im Kontext des männlichen (Un)Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum in bestehender Forschung meist mit Verweis auf Männlichkeit und Männlichkeitskonstruktionen gesetzt (Day, 2001).

In Hinblick auf die gesellschaftliche Vielfalt von Männern und Männlichkeiten, sowie der bisherigen lückenhaften Forschung beschäftigt sich diese Arbeit mit der subjektiven Wahrnehmung von (Un)Sicherheit queerer und nicht-queerer Männer im öffentlichen Raum der Stadt Wien. Dabei soll untersucht werden, wie bestehende Geschlechterverhältnisse und

Konzepte von Männlichkeit das erlebte (Un)Sicherheitsgefühl queerer und nicht-queerer Männer beeinflussen. Ebenso soll herausgefunden werden, welche Strategien die beiden Gruppen anwenden, um ein solches Sicherheitsgefühl herzustellen. Besonders unter Berücksichtigung normativer Vorstellungen von Männlichkeiten und häufiger Abwertung, Diskriminierung und Gewalt gegenüber queeren Personen soll untersucht werden, wie unterschiedliche Vorstellungen von Männlichkeit das (Un)Sicherheitsgefühl beeinflussen können. Als Untersuchungsraum stellt Wien in diesem Kontext einen besonders interessanten Ort dar: Seit den 1990er Jahren gilt Wien als internationale Vorreiterin im Bereich gendergerechter Stadtplanung. Ebenso ist sie im internationalen Vergleich laut statistischen Erhebungen als eher subjektiv sicher wahrgenommen gelistet und gilt als queer-freundliche Stadt (Putz, 2023). Dennoch existieren auch hier unterschiedliche Faktoren, welche das Unsicherheitserleben von queeren und nicht-queeren Männern negativ beeinflussen. Welche Orte, Strukturen und andere (städte-bauliche) Merkmale des öffentlichen Raums dies in Wien sind, soll in dieser Arbeit genauer ergründet werden.

Ziel dieser Arbeit ist es, anhand qualitativer Erhebungen mithilfe der Methoden des Emotionalen Mappings und des Leitfadenterviews ein tieferes Verständnis für die Erfahrungen queerer und nicht-queerer Männer in Bezug auf ihr (Un)Sicherheitsgefühl zu erhalten. Der Fokus liegt hierbei einerseits auf dem Wirkungsgefüge zwischen Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit, als auch auf den Hierarchisierungsprozessen zwischen verschiedenen Männlichkeiten. Im Zentrum stehen demnach individuelle Erfahrungen, aber auch die Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Normen innerhalb unterschiedlicher öffentlicher Räume. Unter Einbezug aktueller Theorien zur Konstruktion von Geschlecht nach Judith Butler und der sozialen Organisation von Männlichkeiten nach Raewyn Connell soll diese Arbeit bisherige Auseinandersetzungen mit dem Thema der urbanen Sicherheit erweitern und vertiefen. Besonders in Bezug auf das Sichtbar-machen queerer Lebensrealitäten ist dies von großer Bedeutung.

2 Erkenntnisinteresse & Forschungsfragen

Um den Forschungsgegenstand zu definieren und einen Überblick über existierende Forschung schaffen zu können, werden in folgendem Kapitel vergangene Forschungsergebnisse zusammengefasst und in Bezug zueinander gesetzt. Ebenso werden Studienergebnisse zu dem Sicherheitsempfinden in der Stadt Wien dargelegt. Dieser Überblick dient im Weiteren zum Verständnis, wie die Forschungsfrage entwickelt wurde und wieso der Fokus dieser Arbeit auf eine Vielfalt von männlichen Geschlechtsidentitäten gelegt wird, anstatt nur auf eine monolithische Idee von Männern und Männlichkeit. Abschließend werden in diesem Kapitel wichtige Begriffe definiert, welche sich im Forschungsprozess als grundlegend herausgestellt haben.

2.1 Das männliche (Un)Sicherheitsgefühl als Forschungslücke

Die Forschung hat das Gefühl der Angst sowie das Unsicherheitsgefühl von Männern im öffentlichen Raum in der Vergangenheit kaum bzw. viel seltener untersucht als das von Frauen (Brownlow, 2005, S. 581; Day et al., 2003, S. 311; Kapeller & Rohrbacher, 2017, S. 2; Ruhne, 2011, S. 11), wobei das Geschlecht von Beginn an als zentraler Faktor der Kriminalitätsfurcht im öffentlichen Raum angesehen wurde (Bals, 2004, S. 54). Die diesem Umstand zugrunde liegende Simplifizierung von Unsicherheitserfahrungen, das sogenannte Fear Paradox, besagt, dass Frauen verstärkt Angst davor haben, im öffentlichen Raum Opfer von (Gewalt-)Verbrechen zu werden, während statistisch wahrscheinlicher tatsächlich Männer Opfer von Gewalt werden (Day et al., 2003, S. 311; Johansson & Haandrikman, 2023, S. 1238; Mehta, 1999, S. 80). Betrachtet man die komplexe Beziehung zwischen (Gewalt-)Verbrechen und der Angst vor diesen genauer, ist es mehr als einfache Kausalität zwischen einer Aktion [dem (Gewalt-)Verbrechen] und einer Reaktion (dem Unsicherheitsgefühl). So argumentieren unter anderem Day et al. (2003, S. 312), dass von einer komplexeren Beziehungen zwischen Faktoren wie Kriminalität, Reaktionen auf Kriminalität und Gewalt, Kriminalitätsberichterstattung, Mythen über Gewalt und Kriminalität, und der Konstruktion von männlichen und weiblichen Geschlechtsidentitäten ausgegangen werden muss, um Unsicherheitsgefühle im öffentlichen Raum zu verstehen. Auch der Umstand, dass die Opfer angezeigter sexualisierter Gewalt und Sexualdelikte fast ausschließlich Frauen sind (Choi & Merlo, 2021, S. 127), bringt die vereinfachte Idee des Fear Paradox ins Wanken, wobei hier von einer großen Dunkelziffer ausgegangen werden muss (Kutschinske & Meier, 2000, S. 140).

Die weitaus ausgiebigere vergleichende Forschung zum (Un)Sicherheitsgefühl von Männern und Frauen im öffentlichen Raum gibt einen kurzen Einblick in den geschlechtsspezifischen Aspekt dieses Forschungsgegenstands. Vergleichende Statistiken zeigen, dass sich Frauen im öffentlichen Raum um ein vielfaches unsicherer fühlen als Männer (Krauß & Schwimmer, 2021, S. 746; Ruhne, 2020, S. 429). Dies wird auch davon beeinflusst, dass sich Frauen in Befragungen im Vergleich aufgrund von herrschenden Geschlechterrollen selbst ängstlicher einschätzen (Schlosser & Zeile, 2018, S. 83) und weibliche Unsicherheit medial stärker thematisiert wird, als solche von Männern (Ruhne, 2020, S. 735). Dieser Fear-Gender-Gap ist in quantitativen Studien ausgiebig analysiert (Johansson & Haandrikman, 2023; Koskela, 1999; Pain, 1997; Reid & Konrad, 2004). Jedoch fokussieren diese sich zu einem Großteil auf das binär kategorisierte *sex* der Befragten und ignorieren die Möglichkeit variabler Geschlechtsidentitäten (Johansson & Haandrikman, 2023, S. 1253). Folgen des fehlenden Einbezugs variabler Geschlechteridentitäten haben Jaeyong Choi & Alida V. Merlo (2021, S. 141–143) untersucht: In ihrer Analyse des Reportings von Angstgefühlen vor (Gewalt-)Verbrechen stellten sie statistisch signifikante Unterschiede in Bezug auf die Geschlechtsidentitäten der Befragten fest. Anhand der Implementierung einer abgestuften Männlichkeits-Weiblichkeits-Skala in Kombination mit der Abfrage des *sex* der Befragten wurde eine statistische Analyse durchgeführt, um zu überprüfen, welchen Einfluss diese auf das Angstgefühle haben. Es zeigt sich, dass Männlichkeit negativ und signifikant mit Angst vor (Gewalt-)Verbrechen assoziiert wird, was darauf hindeutet, dass Männer das eigene Angstgefühl bei der Beantwortung von Umfrageitems zur Kriminalitätsfurcht unterdrücken. Darüber hinaus reduziert die Implementierung einer abgestuften Männlichkeits-Weiblichkeits-Skala den Einfluss des *sex* auf das Angstgefühl auf nicht-signifikant, was die Bedeutung von Geschlechtsidentitäten nur nochmals unterstreicht. Ähnliche Ergebnisse vermerkt auch Gwen Van Eijk (2017, S. 121–122), welche eine implizite Selbstverortung zu traditionellen Geschlechternormen in Fragebögen vorschlägt.

Es darf nicht davon ausgegangen werden, dass sich das geschlechtsspezifische Angsterleben im gesamten öffentlichen Raum durchgehend gleichmäßig unterscheidet. Spezifische Orte des öffentlichen Raums können für Personen unterschiedlicher Geschlechtsidentität zu Angsträumen¹ werden. Dies diskutieren beispielsweise Sarah Moore & Simon Breeze (2012) mit Fokus auf den wesenseigenen Raum der öffentlichen Toilette. Anhand der Untersuchungen

¹ Als Angsträume werden Räume im öffentlichen Raum definiert, welche bei Personen Angstgefühle und/oder die Angst auslösen, Opfer von Gewalt zu werden. Weiteres hierzu siehe Kapitel 2.4 *Zentrale Begriffe & Definitionen* und 3.1.2 *Raum*.

ermitteln die Autor*innen ein stärkeres Auftreten von Angstgefühlen bei Männern, wenn diese öffentliche Toiletten nutzen, als bei Frauen. Aufgrund der Vulnerabilität durch den Toilettengang würden Männer ein erhöhtes Angstgefühl vor körperlicher Gewalt durch andere Männer verspüren. Ebenso berichten die befragten Männer vor einer erhöhten Angst, fälschlicherweise als das sexuelle Ziel eines anderen Mannes wahrgenommen zu werden oder diesen Eindruck bei anderen Männern zu erwecken. Angsträume von Frauen sind wiederum durch die Angst vor sexualisierter Gewalt geprägt, welche durch öffentliche Räume, die dunkel und menschenleer sind, begünstigt werde. Hierzu zählen etwa Parks, Tiefgaragen oder unbeleuchtete Straßen. Verbunden werden diese geschlechtsspezifische Angsträume beider Gruppen durch die Angst vor Gewalt durch (andere) Männer (Kutschinske & Meier, 2000, S. 138). Andere Studien deuten darauf hin, dass das Alter sich ungleich auf das geschlechtsspezifische Sicherheitsgefühl auswirkt: Jüngere Frauen würden sich im öffentlichen Raum unsicherer fühlen als ältere, während Männer sich mit höherem Alter unsicherer fühlen als in jungen Jahren (Gerber et al., 2010, S. 146). In der Stadt Wien sei diese Ungleichverteilung der Angst nach Geschlecht und Alter aber nicht stark ausgeprägt (Feistritzer & Stangl, 2006, S. 31).

Als separater Forschungsgegenstand ist das männliche (Un)Sicherheitsgefühls seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts und dem Aufkommen der Männlichkeitsforschung allmählich in das Interesse der Forschung gerückt. Bestehende qualitative Studien befassen sich diesbezüglich mit zwei Aspekten des männlichen (Un)Sicherheitsgefühls: Einerseits wird versucht zu verstehen, weshalb Männer ein nicht-vorhandenes Angst- und Unsicherheitsgefühl im öffentlichen Raum benennen, welches der erhöhten männlichen Viktimisierungsrate von (Gewalt-)Verbrechen entgegensteht (Carro et al., 2010; Reid & Konrad, 2004, S. 399). Besonders die Konstruktion männlicher Geschlechtsidentitäten, als oppositionell zur weiblichen als ängstlich und bedroht, würde zur Unterdrückung von Angstgefühlen führen, um als Beschützer oder Draufgänger wahrgenommen zu werden (Day, 2001; Kutschinske & Meier, 2000, S. 140). Andererseits liegt der Fokus qualitativer Studien darauf, welche erlebten Situationen im öffentlichen Raum dennoch Angstgefühle und Unsicherheitserleben bei Männern verursachen können. Besonders öffentliche Orte, an welchen normativ-männliche Geschlechtsidentitäten herausgefordert werden, würden bei Männern Angst auslösen. Werden maskulinistische Eigenschaften wie Kontrolle, Wettbewerb, Aggression und körperliche Stärke in öffentlichen Räumen von anderen (oft ebenfalls männlichen) Personen herausgefordert, würde dies zu Angst- und Unsicherheitserleben führen (Day et al., 2003, S. 320). Alec

Brownlow (2005, S. 589) hebt diesbezüglich die anhaltende und chronische Vorsicht von Männern gegenüber ihrer Umwelt hervor, sowie den verstärkenden Einfluss rassistischer und sozio-ökonomischer Marginalisierung von Männern auf ihr Angstgefühl.

Wie auch von anderen Autor*innen festgehalten, haben bisherige Forschungsarbeiten zu der Thematik des Unsicherheitserlebens im öffentlichen Raum die variablen Geschlechtsidentitäten von Männern kaum berücksichtigt und auch den spezifischen Erfahrungen von queeren Männern keine bis wenig Beachtung geschenkt (Choi & Merlo, 2021, S. 127). Die Kategorie Mann wird in den meisten Studien als Identitätsmerkmal oftmals nur in binärer Opposition zu Frau verwendet und statistisch erfasst, ebenso wie es sich mit Heterosexualität zu Homosexualität verhält (Gates, 2012). Werden queere Männer und ihr Erleben im öffentlichen Raum miteinbezogen, werden queere Identitäten meist auf solche homosexueller cisgender Männer verkürzt (Lemke, 2023, S. 2341–2342). Das Forschungsinteresse beschränkt sich in diesen Fällen auf gewalttätige Übergriffe und Hate-Crimes² gegenüber homosexuellen cisgender Männern (Namaste, 2006, S. 585–586). Das Unsicherheitserleben der heterogenen Gruppe von queeren Männern, insbesondere trans* Männern, benötigt noch weitere Untersuchungen, um männliche Erfahrungen im öffentlichen Raum in ihrer Vielfalt beleuchten zu können.

2.2 (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt Wien

Während sich die beschriebene Forschungslücke auf die westliche (Un)Sicherheitsforschung bezieht, liegt das Forschungsinteresse dieser Arbeit regional auf die Stadt Wien begrenzt. Um die spezifischen Charakteristika des öffentlichen Raums der Stadt Wien zu verdeutlichen, werden Ergebnisse von Erhebungen und Befragungen zu dem (Un)Sicherheitsgefühl der Wohnbevölkerung von Wien im Folgenden kurz festgehalten. Das (Un)Sicherheitsgefühl der Bevölkerung und die Stärkung des subjektiven Sicherheitsgefühls liegen seit den 1990er Jahren im stadtplanerischen Interesse der Stadt Wien. Gleichzeitig wurde die Thematik zu diesem Zeitpunkt als frauenspezifisch aufgefasst und Konzepte zum „frauengerechten Planen und Bauen“ entwickelt (Stadt Wien, Magistratsdirektion – Geschäftsbereich Bauten und Technik, o.J.).

² Der Begriff Hate-Crime beschreibt ein vorurteilsmotiviertes Hassverbrechen gegenüber einer Person aufgrund einer tatsächlichen oder vermeintlichen Zugehörigkeit zu einer (Minderheiten-)Gruppen, welche die Täter*innen ablehnen (Fuchs, 2021, S. 12).

Subjektive Risikoeinschätzung einer Opferwerdung in fünf Großstädten

n = 4755; in Prozent

Für wie wahrscheinlich halten Sie es, in nächster Zeit in Ihrem Wohnviertel selbst einmal belästigt, geschlagen, bestohlen oder überfallen zu werden? (Summenindex)

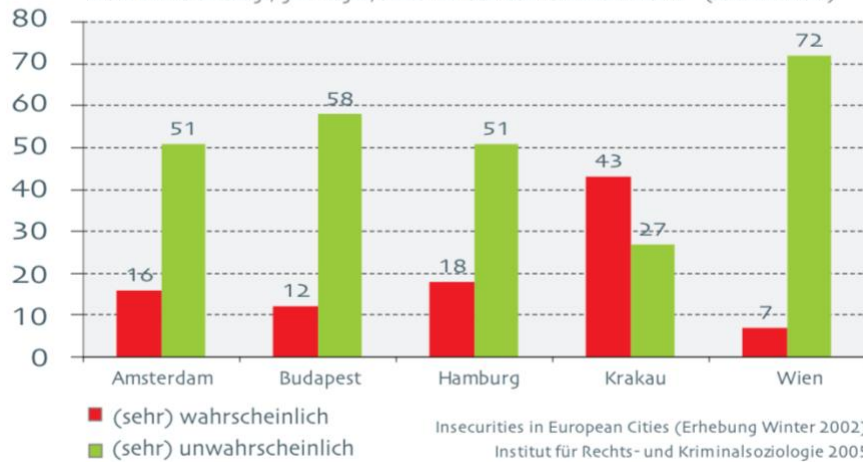
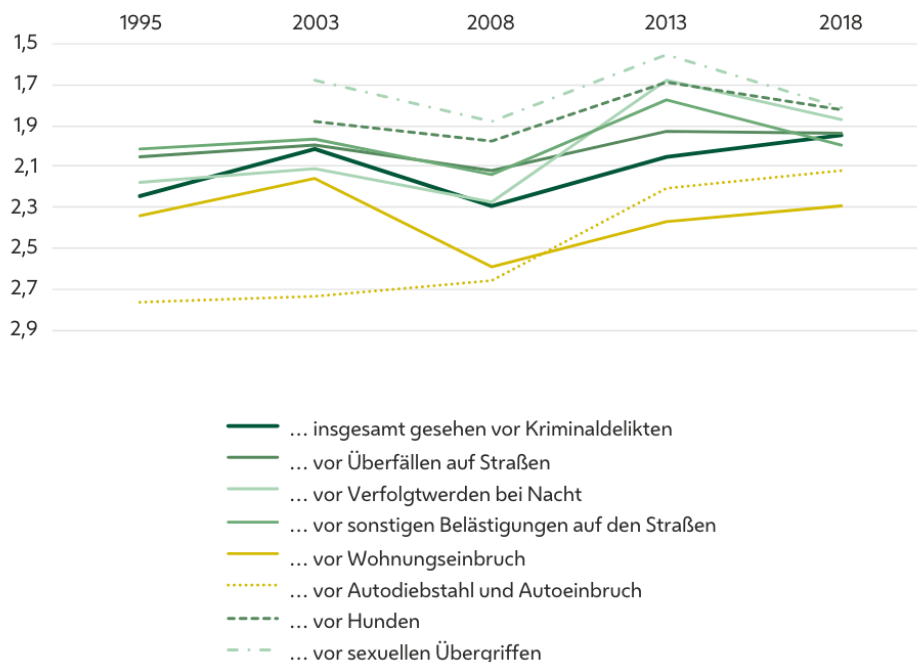


Abbildung 1: Vergleich subjektives Sicherheitsgefühl der Bevölkerung fünf europäischer Großstädte (Häberlin, 2008, S. 2)

Im Jahr 2005 wird Wien im Rahmen der präsentierten Ergebnisse der Studie „Insecurities in European Cities (INSEC)“ zu einer der als sichersten wahrgenommenen Großstädte Europas gelistet (siehe Abbildung 1). Im Vergleich zu vier anderen Großstädten (Amsterdam, Budapest, Hamburg und Krakau) geben nur 7% der befragten Personen an, in ihren Wohnvierteln (sehr) wahrscheinlich Opfer von (Gewalt-)Verbrechen zu werden, während 72% dies für (sehr) unwahrscheinlich halten. Dieses hohe verzeichnete subjektive Sicherheitsgefühl ist laut den Wiener Lebensqualitätsstudien, regelmäßig durchgeführt im Auftrag der Stadt Wien, schwankend: Im Jahr 2008 geben die Befragten der repräsentativen Studie nur mehr zu 61% an, sich innerhalb ihrer Wohnumgebung sicher zu fühlen (Ucakar & Gschiegl, 2009, S. 39), bis zum Jahr 2013 (71% der Befragten fühlen sich „sehr sicher“) kann ein positiver Trend festgestellt werden (Häberlin, 2014, S. 31). 2018 zeigt sich eine erneute leichte Verbesserung des gesamten subjektiven Sicherheitsgefühls im Vergleich zu 2013, wobei sowohl positive als auch negative Veränderungen in Bezug auf einzelne Kriminalitätsdelikte statistisch erfasst werden (siehe Abbildung 2). Während die Angst vor Eigentumsdelikten gesunken ist, steigt das Unsicherheitsgefühl in Bezug auf Übergriffe und Belästigungen im öffentlichen Raum. Wie bereits im Kapitel 2.1 *Das männliche (Un)Sicherheitsgefühl als Forschungslücke* festgehalten, stellen auch die Wiener Lebensqualitätsstudien genderspezifische Unterschiede im Reporting des (Un)Sicherheitsgefühls fest: Frauen fühlen sich laut ihren Angaben in allen Teilbereichen des öffentlichen Lebens in Wien weniger sicher als Männer. Ebenso bewerten Männer ihr subjektives Sicherheitsgefühl positiver, als Frauen (Verwiebe et al., 2018, S. 47).

Abb. 18: Subjektives Sicherheitsempfinden (in %)



Quelle: WLQ-Studien 1995–2018. „Wie sicher fühlen Sie sich in Ihrer Wohnumgebung ...?“. Skala: 1 = sehr sicher, 5 = gar nicht sicher. Mittelwerte. Eigene Berechnungen. Gewichtete Analyse.

Abbildung 2: Entwicklung des subjektiven Sicherheitsgefühls in Wien zwischen 1995-2018 (Verwiebe et al., 2018, S. 47)

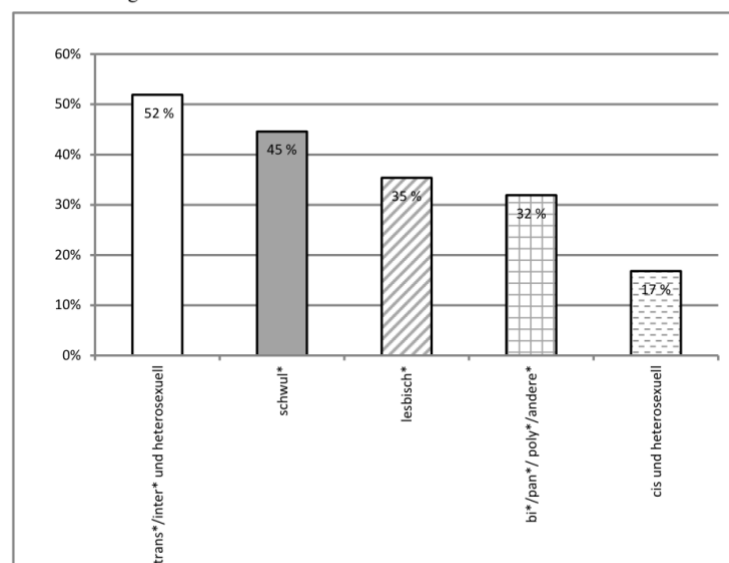
(Un-)Sicherheitsforschung über die Stadt Wien, welche variable Geschlechtsidentitäten miteinbezieht oder sich auf queere Männer fokussiert, ist kaum auffindbar. Einer der aussagekräftigsten Forschungsberichten, welcher in diesem Zusammenhang in den vergangenen Jahren publiziert wurde, ist die Studie „Queer in Wien“ (Schönpflug et al., 2015), welche insgesamt 3.161 Personen der LGBTI-Community aus einer intersektionalen Perspektive nach ihren Erfahrung im Lebensraum der Stadt Wien anhand eines Mixed Methods Designs befragt. (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum gilt als eines der wichtigsten Themen unter den Befragten. Begründet wird dies auch damit, dass fast ein Drittel von ihnen angegeben hat, im letzten Jahr vor der Befragung Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum erfahren zu haben, meist auf offener Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln (Hart & Painsi, 2015, S. 5; Schönpflug et al., 2015, S. 89–90).

Die Studie zeigt geschlechtsspezifische Unterschiede in Bezug auf wahrgenommene Angsträume von queeren Männern und Frauen auf. Während queere Frauen am häufigsten Orte „mit Männern“ sowie öffentliche Verkehrsmittel meiden, benennen queere Männer eine

Vielzahl an öffentlichen Orten als Angsträume: Neben Parks und ausgewählten Bezirken (Simmering, Favoriten, Ottakring) werden öffentliche Plätze (z.B. Schwedenplatz, Reumannplatz) oder der Vergnügungspark Wiener Prater als öffentliche Orte benannt, welche aufgrund eines Unsicherheitsgefühl gemieden würden. Aber auch der öffentliche Verkehr würde bei den befragten Männern mit Unsicherheit assoziiert werden. Gleichzeitig benennen queere Personen verschiedener Geschlechtsidentitäten Orte, welche besonders von Menschen mit Migrationshintergrund frequentiert werden, als unsicher (Schönpflug et al., 2015, S. 98).

Besonders stark werden öffentliche Orte Wiens außerdem von trans* und inter* Personen gemieden. Laut einer Befragung von 3.000 queeren Bewohner*innen Wiens geben 52% der sich als inter* oder trans* identifizierenden Personen an, bestimmte Plätze, Orte oder Bezirke aus Angst zu meiden. Währenddessen fällt dieser Wert für andere queere Personengruppen niedriger aus: 45% der homosexuellen Männer, 35% der lesbischen Frauen und 32% der Personen, welche sich als bi*/pan*/poly* identifizieren, würden Orte aufgrund von Unsicherheitsempfinden meiden. Vergleicht man diesen Wert mit der Kontrollgruppe, bestehend aus cisgender und heterosexuell identifizierenden Personen, erkennt man die Signifikanz der geschlechtlichen/sexuellen Identität. Denn nur 17% der cisgender heterosexuellen Befragten geben an, Orte aufgrund von Unsicherheitsgefühlen zu meiden (siehe Abbildung 3).

Abbildung 1: Gemiedene Orte aus Angst vor Gewalt aufgrund der eigenen sexuellen/geschlechtlichen Identität bzw. Ausdrucksweise



Quelle: eigene Abbildung, n = 2 060.

Abbildung 3: Unterschiede im Angsterleben von Wiener*innen aufgrund von geschlechtlicher/sexueller Identität (Klapeer & Schönpflug, 2020, S. 84)

Die Rolle der Geschlechtsidentität von Personen in Bezug auf die Begründungen für die erlebte Unsicherheit der Befragten findet sich auch in den Ergebnissen der „Queer in Wien“-Studie wieder:

Was die Zufriedenheit mit der Sicherheit im öffentlichen Raum betrifft, scheint das geschlechtliche Selbstverständnis der Befragten eine größere Rolle zu spielen als ihre sexuelle Orientierung. Insbesondere unter jenen Personen, die nicht oder nur bedingt der etablierten Geschlechternorm von „weiblich“ oder „männlich“ entsprechen oder entsprechen wollen/können, besteht eine hohe Unzufriedenheit mit der Sicherheit im öffentlichen Raum: Rund jede vierte dieser Personen (25%) ist „nicht zufrieden“. (Schönpflug et al., 2015, S. 2)

Die Auffassung, dass das Unsicherheitsgefühl von queeren Personen in Wien primär mit ihrer sexuellen Identität verbunden ist, greift somit zu kurz. Vielmehr ist es das Abweichen von traditionellen binären Vorstellungen von Geschlecht, welche das Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum verringern würde. Somit sind queere als auch nicht-queere „Personen, die im öffentlichen Raum ‚sichtbar‘ Geschlechter- und sexuelle Normen überschreiten, überdurchschnittlich oft von Gewalt und Diskriminierung betroffen“ (Klapeer & Schönpflug, 2020, S. 83). Ebenso spielt die Geschlechtsidentität in Bezug auf die Täter*innen von Gewalt eine Rolle, welche das subjektive Sicherheitsgefühl der Befragten beeinflusst: So sind es im öffentlichen Raum Wiens meist männlich gelesene Personen, Gruppen von (männlich gelesenen) Jugendlichen, fanatische/extremistische Personen, Kolleg*innen oder männliche Polizisten, von welchen Gewalt gegenüber queeren Menschen ausgeübt wird (Hart & Painsi, 2015, S. 5; Schönpflug et al., 2015, S. 93).

2.3 Forschungsgegenstand, Forschungsfragen & vermutete Ergebnisse

Die bestehenden Forschungsergebnisse und die daraus abgeleitete Annahme, dass sich die Erfahrungen von queeren und nicht-queeren Männern in Bezug auf ihr Erleben von (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum unterscheiden, leiten das Forschungsinteresse dieser Arbeit. Wie die vergangene Forschung aufzeigt, besteht eine Differenz in dem Auftreten, Erleben und Umgang mit (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum, welche durch die Geschlechtsidentität von Personen beeinflusst wird. Aus diesem Grund liegt der besondere Fokus dieser Arbeit genauer auf zwei Aspekten: Zunächst wird das (Un)Sicherheitsgefühl als

komplexe Emotion³ verstanden, erfassbar anhand der emotionalen Erfahrungen von Männern verschiedener Geschlechtsidentitäten. Das (Un)Sicherheitsgefühl wird demnach von Männern ungleich erlebt und tritt aufgrund der Geschlechtsidentität von Personen unterschiedlich ausgeprägt auf. Durch das Hinterfragen dieses emotionalen Erlebens soll das (Un)Sicherheitsgefühl in seiner Vielfalt erfassbar und begreifbar gemacht werden. Weiters soll nicht nur das Auftreten des Unsicherheitsgefühls im Zentrum dieser Arbeit stehen, sondern auch der Umgang mit diesem sowie das individuelle Anstreben von Sicherheit. Deshalb richtet sich das Interesse auch auf die Strategien, welche queere und nicht-queere Männer anwenden, um im öffentlichen Raum ein Gefühl der Sicherheit herzustellen. Die Kombination des unterschiedlichen Auftretens des (Un)Sicherheitsgefühls sowie die angewendeten Strategien von queeren und nicht-queeren Männern in Wien, sind Forschungsgegenstand dieser Arbeit. Anhand der beschriebenen Annahmen und dem leitenden Forschungsinteresse wurde folgende Forschungsfrage entwickelt:

Wie nehmen queere und nicht-queere Männer ihre persönliche (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum in Wien wahr und welche Strategien wenden diese an, um das Gefühl von Sicherheit herzustellen?

Um den Forschungsgegenstand einzugrenzen und die Forschung nach den Kapazitäten dieser Arbeit durchführbar zu machen, wird sich auf den öffentlichen Raum der Stadt Wien beschränkt. Auch wurden zwei Unterfragen formuliert, welche Teilbereiche des Forschungsgegenstands genauer beleuchten. So beschäftigt sich die erste Unterfrage mit möglichen Erklärungen der Strategien im Umgang mit (Un)Sicherheit. Diesbezüglich wird gezielt nach Konzepten von Männlichkeit und der Performanz von normativen Geschlechtsidentitäten gefragt:

UF1: Welche Rolle spielen Männlichkeitskonzepte und die Performanz von normativ-männlichen Geschlechtsidentitäten in Bezug auf das (Un)Sicherheitsgefühl der beiden Gruppen?

³Komplexe Emotionen werden in der Emotionspsychologie als Emotionen definiert, welche eine Misch-Kombination zumindest zwei anderen Emotionen sind. Im Gegensatz zu Grundemotionen nehmen nicht alle Menschen komplexe Emotionen gleich wahr. Weiteres hierzu siehe Kapitel 4.2.1 *Emotionen zugänglich machen: Emotionales Mapping als visuelle Methode zur Operationalisierung von (Un)Sicherheit*.

Die zweite Unterfrage bezieht sich auf die öffentlichen Orte erlebter (Un)Sicherheit, wahrgenommene Angsträume, und wie sich diese bei queeren und nicht-queeren Männern unterscheiden. Es wird nach der ungleichen Wahrnehmung der Männer in Verbindung mit dem emotionalen Erleben gefragt. Somit sollen ihre Erfahrungen in Bezug auf unterschiedliche Kategorien von öffentlichen Orten (Plätze, Straßen, Wege) als auch spezifische öffentliche Orte in Wien vergleichbar gemacht werden. Die zweite Unterfrage lautet wie folgt:

UF2: Wie nehmen die beiden Gruppen dieselben öffentlichen Orte aufgrund des persönlichen Gefühls von (Un)Sicherheit unterschiedlich wahr?

Vor dem Beginn des Forschungsprozesses werden einzelne Ergebnisse aufgrund des Forschungsstands und persönlicher Erfahrungen bereits vermutet, welche möglicherweise Antworten auf die beschriebenen Forschungsfrage und Unterfragen darstellen. Zunächst lässt sich wie bereits erläutert erahnen, dass im (Un)Sicherheitserleben der beiden Gruppen Unterschiede bestehen, wobei gemutmaßt werden könnte, dass queere Männer aufgrund ihrer Marginalisierung innerhalb der heteronormativen Dominanzgesellschaft ein stärkeres Unsicherheitsgefühl verspüren als nicht-queere Männer. Im Gegensatz dazu werden möglicherweise ähnliche Strategien angewendet, um ein Gefühl von Sicherheit herzustellen. Wie es scheint kann eine Orientierung an heteronormativen Konzepten von Männlichkeit, an welche sich angepasst werden kann, ein Sicherheitsgefühl herstellen. Diese Annahmen basieren auf dem vorhergehenden Forschungsstand als auch auf meinen persönlichen Erfahrungen als in Wien lebender queerer Mann, welche sich im Austausch mit anderen queeren und nicht-queeren Männern oftmals bestätigt haben. Ob sich diese Erklärungsversuche als plausibel erweisen, soll im Laufe dieser Forschungsarbeit festgestellt werden.

2.4 Zentrale Begriffe & Definitionen

In dieser Arbeit wird mit Begriffen gearbeitet, die vorab zum besseren Verständnis und für präzise Überlegungen definiert werden sollten. Sie sind Grundlage des Forschungsprozesses und haben einen zentralen Stellenwert, um den Forschungsgegenstand in seiner Komplexität verstehen zu können. Diese zentralen Begriffe werden in der gesamten Arbeit laufend verwendet und sind für den Erkenntnisgewinn zentral. Im Weiteren befinden sich die eingrenzenden Definitionen dieser Begriffe alphabetisch gereiht.

Angstraum

Ursprünglich aus den Disziplinen der Stadtgeographie, -soziologie und -planung, beschreibt der Begriff „Angstraum“ seit seinem Aufkommen in den 1980er Jahren meist öffentliche Orte, an welchen Personen Gefühle von Angst oder Bedrohung empfinden. Diese Orte sind somit anhand der subjektiven Wahrnehmung von Subjekten definiert. Ob eine tatsächliche Bedrohung an diesen Orten besteht, ist für das subjektive Sicherheitsgefühl und die begriffliche Definition eines Angstraums nicht zwangsläufig relevant. Vielmehr ist es die im gesellschaftlichen Diskurs vorherrschende Vorstellung von gefährlichen Orten und Gefahr, die einen Angstraum als solchen erst herstellt (Wastl-Walter, 2012, S. 134–135). Auch ist der Begriff aufgrund seiner historischen und gegenwärtigen geschlechtsspezifischen Verwendung äußerst kritisch anzuwenden und zu hinterfragen: Als eine „etablierte Bezeichnung für von Frauen als besonders unsicher wahrgenommene räumliche Gegebenheiten“ hat der Angstraum-Begriff „immer wieder an der gesellschaftlichen Konstruktion und Konstitution eines für Frauen in besonderer Weise gefährlichen öffentlichen Raumes“ mitgewirkt (Ruhne, 2011, S. 12). Angsträume dürfen folglich nicht nur als physische Orte gesehen werden, sie sind ebenso ein Abbild der „baulich-räumliche[n] Manifestierung sozialer Verhältnisse“ (Kutschinske & Meier, 2000, S. 138). Besonders aufgrund des Fokus dieser Forschungsarbeit sind die geschlechterspezifischen Zuschreibungen des Angstraum-Begriffs somit in der Verwendung mitzudenken und möglicherweise im Laufe des Forschungsprozesses neu zu bewerten.

Geschlecht / gender vs. sex

Im Alltagsleben wird Geschlecht als selbstverständliche Dichotomie wahrgenommen, welche das geschlechtliche Verhalten von Menschen kanalisiert. Eine vielschichtige und komplexe Thematik wird simplifiziert: „Es ist Teil des Geheimnisses von Geschlecht, dass ein Muster, das oberflächlich gesehen so klar und fest erscheint, sich bei näherem Zusehen als so komplex und ungewiss erweist“, betont es Connell (2013, S. 23). In der verbreitetsten Form bezeichnet Geschlecht den kulturellen Unterschied zwischen Männern und Frauen auf Basis biologischer Teilung zwischen männlich und weiblich (Connell, 2013, S. 28). Als analytische Gegenstücke wurden *sex* (das „biologische“ Geschlecht“) und *gender* (das „soziale“ Geschlecht“) Mitte des 20. Jahrhunderts eingeführt, um physiologische Geschlechtsmerkmale und sozio-kulturelle Geschlechtsidentitäten zu unterscheiden (Gildemeister & Wetterer, 1992, S. 205; Meissner, 2008, S. 3). Einerseits wird diese Trennung zur begrifflichen Differenzierung eingeführt, andererseits kritisieren Feminist*innen den angeblichen naturgegebenen Kausalzusammenhang zwischen den beiden Kategorien. Während die Konstruiertheit des sozialen Geschlechts

mittlerweile auf weitverbreiteten wissenschaftlichen Konsens trifft, wird die Beziehung zum biologischen Geschlecht weiterhin problematisiert und in Frage gestellt. Diese Kritik erreicht ihren Höhepunkt in Judith Butlers Arbeiten, welche sich gegen die eindeutige Trennung von *gender* und *sex* positioniert, und das biologische Geschlecht als ebenso konstruiert auffasst (Butler, 2021, S. 15). Der „Anschein eines vermeintlichen natürlich-biologischen Kerns von Gender“ wird von Butler angezweifelt, demnach gäbe es keine Wahrnehmungsmöglichkeiten von *sex* und *gender* außerhalb ihrer soziokulturellen und diskursiven Verfasstheit (Babka & Posselt, 2016, S. 56–57). Biologismen, wie eine angeblich natürlich existierende Zweigeschlechtlichkeit und die Unterstellung vorkulturell existierender Frauen- und Männerkörper (Butler, 2021, S. 23), sind zu verwerfen, und innerhalb einer bipolaren Machtbeziehungen zu verstehen. Geschlecht muss auch deshalb als Strukturkategorie begriffen werden, an welcher sich Geschlechter- und Machtverhältnisse manifestieren (Connell, 2013, S. 13–15; Meissner, 2008, S. 4). In dieser Hinsicht wird Geschlecht innerhalb des Forschungsprozesses als konstruierte Differenzkategorie begriffen, welche in komplexen Macht- und Geschlechterverhältnissen zu verorten ist.

Männer & Männlichkeiten

Es stellt eine recht komplizierte Aufgabe dar, den Begriff der Männlichkeit zu definieren. Denn in seiner Bedeutung ist er kein kohärenter Gegenstand, je nach Blickwinkel, Interesse und historischem Zeitabschnitt ist Männlichkeit anhand anderer Aspekte festzumachen. In der modernen Verwendung beinhaltet Männlichkeit die individuelle Zuschreibung bestimmter Eigenschaften und dem daraus resultierenden Verhalten von männlichen Personen. Das Begriffspaar wird genutzt, um Männer und Frauen als Menschen mit polarisierenden Charaktereigenschaften zu betrachten. Hier lässt sich bereits die innere Relationalität erkennen, welche dem Begriff zugrunde liegt: Ohne die Existenz des Kontrastbegriffs Weiblichkeit, hat Männlichkeit, so wie sie in der modernen westlichen Kultur verstanden wird, keine Bedeutung. Um sich einer Definition anzunähern, welche eine Analyse von Männlichkeitskonstruktionen möglich macht, muss Männlichkeit deshalb innerhalb eines Systems von Geschlechterbeziehungen gedacht werden (Connell, 2015, S. 119–120). Ebenso muss miteinbezogen werden, dass Männlichkeit je nach kultureller oder auch geographischer Verortung unterschiedlich definiert werden kann. Denn Gesellschaften stellen Geschlecht auf kulturell spezifische Weise her. Es existieren tiefgreifende Unterschiede, wie Gesellschaften das Geschlecht „Mann“ (oder eben auch das Gegenstück „Frau“) konstruieren. Genauso gibt es eine Vielzahl von Männlichkeiten innerhalb einzelner Gesellschaften. Dies ist besonders auf

das Zusammenspiel mit anderen Kategorien wie Klasse, *Race* oder auch Sexualität im Konstruktionsprozess von Männlichkeiten zurückzuführen. Aus diesem Grund, und um Variationen innerhalb der Geschlechterkategorie zu verdeutlichen, wird in der Männlichkeitsforschung mittlerweile meist von Männlichkeiten in der Mehrzahl gesprochen (Connell, 2013, S. 148–149).

Um dem Konzept der Männlichkeiten gerecht zu werden, soll deshalb mit einer Definition gearbeitet werden, welche genügend Offenheit ermöglicht, um variable Geschlechteridentitäten miteinzubeziehen und zu analysieren. Aufgrund dessen wird sich an Connells nachstehender Definition von Männlichkeiten orientiert:

Statt zu versuchen, Männlichkeit als ein Objekt zu definieren (ein natürlicher Charakterzug, ein Verhaltensdurchschnitt, eine Norm), sollten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Beziehungen richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtlichtes Leben führen lassen. „Männlichkeit“ ist soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur. (Connell, 2015, S. 124)

In Anlehnung an Connells Arbeiten soll eine Definition von Männlichkeiten herangezogen werden, welche sich von essentialistischen und normativen Denkweisen von Männlichkeit distanziert und vielmehr den Prozess der Vergeschlechtlichung von Menschen in den Blick nimmt. Männlichkeiten werden in diesem Sinne als eine bestimmte Position innerhalb der Geschlechterverhältnisse aufgrund einer vergeschlechtlichten Identität verstanden. Auch werden die diversen Praktiken miteinbezogen, durch welche Menschen Geschlechterpositionen einnehmen, und welche Auswirkungen diese auf die unterschiedlichen Lebenswelten dieser haben. Denn „Männlichkeiten sind durch das Geschlechterverhältnis strukturierte Konfigurationen von Praxis“ (Connell, 2015, S. 93). Im weiteren Verlauf der Arbeit finden sich ebenso tiefergehende Auseinandersetzungen mit dem Prozess der Vergeschlechtlichung (Kapitel 3.1.1 *Geschlecht*) und der sozialen Organisation von Männlichkeiten innerhalb von Gesellschaften (Kapitel 3.1.1.2 *Die soziale Organisation von Männlichkeiten & ihre Vielfalt*).

objektive & subjektive (Un)Sicherheit

Das Sicherheitsgefühl von Personen steht im Mittelpunkt dieser Arbeit, weshalb es nicht verwunderlich sein dürfte, dass der Begriff der (Un)Sicherheit noch weiterer Ausdifferenzierung bedarf. Angelehnt an die Arbeiten von Renate Ruhne impliziert die

Schreibweise des Begriffs als „(Un)Sicherheit“ schon anhand des Wortbilds die Verschränkung von eigentlich zwei Konzepten: Sicherheit und Unsicherheit werden in Ruhnes Werken zusammen gedacht, da sich ihre gesellschaftlichen Bedeutungen gegenseitig bedingen. Wird im Laufe dieser Arbeit demnach der Begriff der (Un)Sicherheit genutzt, wird somit stets auf das Begriffspaar referiert. Eine klare Definition der Begriffe ist kaum zu erschließen, wie sich schon im gesellschaftlichen Sprachgebrauch zeigt: Die Bedeutung von (Un)Sicherheit ist in gesellschaftlichen und kulturellen Phasen verortet und andauernd in Veränderung. So würde beispielsweise die Gleichsetzung von Sicherheit mit der grundsätzlichen Abwesenheit von Gefahren zu kurz greifen (Ruhne, 2003, S. 61–62). Laut Ruhne handelt es sich demzufolge „stets um soziale Konstruktionen (...), deren Herstellungsbedingungen – (auch) unabhängig von Gefahrenlage – in den Blick zu nehmen sind“, welche in den Verschränkungen der Konzepte von Raum, Geschlecht und Macht verortet sind (2011, S. 17) und in „ihren komplexen gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen und Wirkweisen zu berücksichtigen“ sind (2003, S. 58). Diese soziale Konstruiertheit von (Un)Sicherheit wird in Kapitel 3.1.3 *(Un)Sicherheit* eingehend beschrieben.

Eine im Forschungsfeld gängige Unterscheidung ist jene zwischen objektivem und subjektivem (Un)Sicherheitsgefühl: Während sich die *objektive (Un)Sicherheit* auf einen objektiven und definierten Zustand des Geschützt-Seins bzw. -Werdens beruft, bezieht sich *subjektive (Un)Sicherheit* auf die individuelle Wahrnehmung des Sich-geborgen-Fühlens. Zweiteres kann demnach getrennt von einer objektiven Gefahr auftreten, das heißt die Abwesenheit objektiver Unsicherheit führt nicht direkt zu einem subjektiven Sicherheitsgefühl. Eher entsteht Wahrnehmung von (Un)Sicherheit durch soziale Prozesse, in welchen subjektive und objektive Faktoren miteinander in Beziehung gebracht werden, und eine Gefahr subjektiv wahrgenommen wird oder nicht. Ebenso hat die Erreichung von Sicherheit oftmals weniger mit einer objektiven Gefahrenbeseitigung zu tun (Ruhne, 2003, S. 63–64; 66). Für die Beantwortung der Forschungsfrage steht somit das subjektive (Un)Sicherheitsgefühl im Vordergrund.

öffentliche & private Räume

Während die Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Raum in der gängigen gesellschaftlichen Definition eine gewisse unhinterfragte Selbstverständlichkeit darstellt, befinden sich diese Begriffe in die Konzepte von Geschlecht, Öffentlichkeit und Privatheit, sowie der sozialen Konstruiertheit von Raum eingebettet. Die Konstruktion von Räumen ist in

der Denkart des Konstruktivismus als dynamisch, prozesshaft und zueinander relational zu verstehen (Ruhne, 2019, S. 205). Anhand der historischen gesellschaftlichen Trennung in eine private (häusliche) und eine öffentliche (staatliche und städtische) Sphäre, werden Räume sowohl konstruiert als auch vergeschlechtlicht. Während männlich-vergeschlechtlichte Öffentlichkeit mit städtischer Teilnahme und Ressourcenzugang verbunden ist, wird Privatheit als Ort der ökonomischen Reproduktion der Gesellschaft weiblich vergeschlechtlicht. Die dichotome Unterscheidung zwischen diesen beiden Sphären zeigt sich nicht nur als gesellschaftliches Struktur- und Ordnungsmuster, sondern materialisiert sich in den vergeschlechtlichten öffentlichen und privaten Räumen der Stadt (siehe hierzu auch Kapitel 3.1.2 *Raum*) (E. Klaus & Drücke, 2008, S. 237; Ruhne, 2011, S. 93–94; Wastl-Walter, 2012, S. 124–125). Der „Ausschluss von Frauen ist für die bürgerliche Öffentlichkeit bis heute strukturbildend“ (Klaus & Drücke 2010 nach Ruhne, 2016, S. 6). So kommt es seit der bürgerlich-gesellschaftlichen Trennung der privaten und öffentlichen Sphäre „zu einer Verfestigung der räumlichen Trennung von Lebenswelten“, welche sich bis heute in ungleichen Geschlechterverhältnissen verfestigt, räumlich manifestiert und immer wieder (re)produziert (Wastl-Walter, 2012, S. 128–129).

Um im Rahmen der empirischen Forschung Differenzierungen zwischen Orten zu ermöglichen und den spezifischen Forschungsgegenstand zu fassen, wird mit folgenden konkreten, gängigen Definitionen gearbeitet: In häufig referenzierter Idealform (angelehnt an Konzepte wie jenes der Agora und des Forums) bezeichnet *öffentlicher Raum* einen allgemein zugänglichen und nutzbaren Raum, in welchem Individuen sich frei bewegen und handeln können, sowie keine sozialen oder physischen Barrieren existieren, die sie daran hindern können. Je nach Disziplin und Perspektive wird öffentlicher Raum dennoch unterschiedlich gedeutet. Besonders Zugänglichkeit und Nutzbarkeit von öffentlichen Räumen werden oftmals als notwendige Voraussetzungen genannt, um einen öffentlichen Raum zu konstituieren (Klamt, 2012, S. 778–782). Gleichzeitig wird die kaum erreichbare universale Zugänglichkeit und Nutzbarkeit als Voraussetzung öffentlicher Räume von Feminist*innen regelmäßig kritisiert. Aufgrund verschiedener Differenzkategorien bleibe die Teilhabe am öffentlichen Raum marginalisierten Personen oftmals verwehrt (Becker, 2010, S. 806–807). Wie sich schnell erkennen lässt, kann kaum von öffentlichem Raum als einheitlichem, homogenen Stadtbereich gesprochen werden, eher ist er „ein Netz aus Orten mit je unterschiedlicher sozialer Belegung und Bedeutung“ (Klamt, 2012, S. 788). Der eingangs beschriebene Idealzustand eines öffentlichen Raums rückt immer weiter in die Ferne, da er dem dynamischen Wandel des öffentlichen Raums nicht

gerecht wird. Herstellung, Nutzung, Gestaltung und Verfügung öffentlicher Räume sind kontinuierliche Prozesse (Breuer, 2003, S. 8). Deshalb bedarf es einer offenen Definition des öffentlichen Raums, welche nicht einfach räumlich-territorial oder soziologisch abgegrenzt erfasst wird (Klamt, 2012, S. 788). Im Sinne dessen wird (in Anlehnung an Day et al., 2003; Klamt, 2012; Ruhne, 2019) mit einer offenen Minimaldefinition pluraler öffentlicher Räume als alltägliche, öffentlich zugängliche Orte der Stadt gearbeitet, welche in binärem Kontrast zu privaten Räumen gedacht werden und sich andauernd in neuen Aushandlungsprozessen befinden.

Private Räume wiederum zeichnen sich durch eine allgemeine Exklusivität aus. Sie stehen nicht allen Menschen gleichermaßen offen und werden je nach Analysedimension – ob beispielsweise juristisch, funktional, sozial oder materiell – als polares Gegenstück zu öffentlichen Räumen verstanden. Hans-Paul Bahrdt bezeichnet diese Polarität als markantes Charakteristikum einer Stadt, denn „[j]e stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen, desto städtischer ist [...] das Leben einer Ansiedlung“ (Bahrdt 1998 nach Siebel & Wehrheim, 2003, S. 4). In den meisten Umschreibungen des privaten Raums wird er als der häusliche Raum bezeichnet, welcher von blutsverwandten, verpartnerten/verheirateten oder beziehungsnahe Personen bewohnt wird und den Ausschluss Außenstehender ermöglicht (Spain, 2008, S. 11). Im Gegensatz zum öffentlichen Raum als Ort stilisierten, distanzieren Verhaltens und der Anonymität, wird der private Raum mit der Funktion der (Re)Produktion, sowie mit Intimität und Emotionalität assoziiert (Siebel & Wehrheim, 2003, S. 4–5). Zugleich wurden der häusliche Raum und die Privatheit historisch mit Frauen und Weiblichkeit verbunden. Diese Trennung scheint sich aber, auch aufgrund feministischer Kritik, zu verändern und wird neu ausgehandelt. Wie öffentliche Räume befinden sich auch private in ständigen Aushandlungsprozessen und müssen dynamisch begriffen werden (E. Klaus & Drüeke, 2008, S. 240). Vor diesem Hintergrund werden private Räume als unter privatem Hausrecht stehende Räume definiert, welche Exklusivität ermöglichen und den Funktionen mit den Funktionen der (Re)Produktion assoziiert werden.

Die dynamische Veränderbarkeit und die verschwimmenden Grenzen dieser dichotomen Raumkonzepte führen immer öfter zur Entstehung räumlicher Mischformen. So gelten *bedingt öffentliche Räume* bzw. *teilöffentliche Räume* zwar weiterhin als öffentlich, unterliegen aber Verhaltensordnungen, haben Öffnungs- und Schließzeiten und ihre Nutzung ist eingeschränkt (z.B. öffentliche Friedhöfe, Spielplätze mit Alterseinschränkungen) (Breuer, 2003, S. 5).

Halböffentliche Räume beschreiben wiederum Räume, welche gesellschaftlich frei zugänglich sind, sich aber in privatem Besitz befinden. Sie umfassen Orte, welche nicht dezidiert öffentlichen oder privaten Räumen zugeordnet werden können. Hierzu zählen etwa Cafés, Bibliotheken oder Museen, aber auch häufig besuchte Orte des eigenen Wohnumfelds (Deinet, 2013, S. 9). Diese Mischorte verdeutlichen nochmals den dynamischen Charakter der Konstruktion von Räumen in der Stadt: Anonymität, Nutzbarkeit und Zugänglichkeit sind in ihnen unterschiedlich ausgeprägt und es bestehen Teil-Exklusivitäten.

queer

Ursprünglich im englischen Sprachraum als Beschimpfung für homosexuelle oder von heteronormativen Vorgaben abweichenden Menschen verwendet, wird queer seit den 1990er Jahren als affirmative Selbstzuschreibung von Personen der LGBTQIA*-Community genutzt. Der Begriff wurde somit erfolgreich wieder-angeeignet, befindet sich aber gleichzeitig in einem nicht abgeschlossenen Aushandlungsprozess, da die historische und die re-signifizierte Bedeutung des Begriffs beide in ihm weiterschwingen. In theoretischen Ansätzen findet sich der Begriff in der Queer Theory und den Queer Studies wieder (Babka & Posselt, 2016, S. 83–84). Andreas Kraß beschreibt die Ziele dieser queertheoretischen Theorien als

die Denaturalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Entkoppelung der Kategorien des Geschlechts und der Sexualität, die Destabilisierung des Binarismus von Hetero- und Homosexualität sowie die Anerkennung eines sexuellen Pluralismus, der neben schwuler und lesbischer Sexualität auch Bisexualität, Transsexualität [sic!] und Sadomasochismus einbezieht. (Kraß 2004 nach Babka & Posselt, 2016, S. 84)

Queertheoretische Ansätze möchten demnach vermeintlich natürliche binäre Oppositionen auflösen, und das Feld von Geschlechtlichkeit und Sexualität erweitern. In diesem Sinne werden in dieser Arbeit queere Menschen als Personen gedacht, welche aufgrund ihrer Sexualität, Geschlechtsidentität oder anderen Merkmalen von heteronormativen Ordnungen abweichen.

3 Theoretische Grundlagen & Überlegungen

Die theoretischen Grundlagen dieser Arbeit beruhen auf zentralen Theorien des Sozialkonstruktivismus und den sozialen Konstruktionen von Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit. In Bezug auf die Kategorie Geschlecht, sowie Männlichkeit und die soziale Organisation von Männlichkeiten, werden theoretische Konzepte Judith Butlers („Performativität von Geschlecht“) und Raewyn Connells („Hegemoniale Männlichkeit“) herangezogen und anhand ausgewählter Texte und Überlegungen erweitert. Die soziale Konstruktion von Raum, als auch jene der (Un)Sicherheit, wird mithilfe der theoretischen Ausführungen von Renate Ruhne, Doris Wastl-Walter und Martina Löw dargelegt und gegebenenfalls durch weitere ergänzt. Abschließend werden die theoretischen Implikationen für diese Forschungsarbeit zusammengefasst.

3.1 Die Konstruktion von ...

Als erkenntnistheoretischer Denkansatz ist der Konstruktivismus geprägt von der Annahme, dass kein objektives Wissen und keine objektive Realität existieren, sondern diese anhand sozialer Prozesse und Interaktionen erst konstruiert werden. In diesem Sinne kann die eigene Umwelt nicht einfach wahrgenommen werden, vielmehr werden Erkenntnisse über die Wirklichkeit konstruiert, indem wir mit ihr interagieren. Dies steht empirischen oder realistischen Positionen gegenüber, welche an der Messbarkeit einer beobachterunabhängigen Wirklichkeit festhalten (Babka & Posselt, 2016, S. 67–68). Bereits in Theorien der ersten Frauenbewegung lassen sich implizite Ideen erkennen, welche an das Konzept der Konstruktion erinnern (Pühl et al., 2004, S. 15). Mit Beginn der 1980er Jahre und dem Aufkommen der konstruktivistischen Wende werden daraufhin schließlich immer mehr Kategorien, wie beispielsweise Klasse, Ethnizität oder eben Geschlecht als ineinander zusammenspielende Konstruktionen begriffen (Fellner, 2019, S. 1449).

Seitdem haben sich im Laufe der Jahrzehnte diverse, auf der Grundlage der Kerngedanken des Konstruktivismus basierende, wissenschaftstheoretische Theorien weiterentwickelt. In ihrer Anzahl sind diese heterogenen Ansätze mittlerweile fast unüberschaubar. Unter ihnen poststrukturalistische, diskurstheoretische oder auch sozialkonstruktivistische, welche aktuell in der feministischen Geschlechterforschung gerne für die Analyse von Geschlechterverhältnissen herangezogen werden (Pühl et al., 2004, S. 16). Verbunden sind diese Theorien durch einen kritischen Blick auf Essentialismen, den Subjektbegriff und das

Verständnis von Subjektivität (Jäger, 2005, S. 302). Feministisch-konstruktivistische Essentialismuskritik betrachtet die Vorstellung eines „natürlichen“ oder „wesenhaften“ Geschlechts als problematische Konstruktion. Judith Butler hat dies besonders eindrücklich herausgearbeitet: Was als „natürlich“ erscheint, ist bereits das Ergebnis diskursiver und performativer Prozesse. Eine Dichotomie zwischen Natur und Kultur wird verworfen. Das Subjektverständnis ist eng damit verknüpft: Das Subjekt der Moderne als autonom, intentional handelnd und in sich geschlossen, wird hinterfragt. Stattdessen wird das Subjekt als durch Diskurse und Machtbeziehungen konstituiert verstanden. Dennoch gilt ein Subjekt nicht als vollkommen determiniert, vielmehr entsteht eine kontextuelle und historische Situiertheit, die zu einer neu-gedachten Form der Subjektivität führt (Pühl et al., 2004, S. 20–22).

Für diese Arbeit, welche von Fragen nach subjektiven Wahrnehmungen und diverser Männlichkeitskonstruktionen geleitet wird, ist eine konstruktivistische Denkweise somit unabdinglich. Durch den interdisziplinären und stetig weiterentwickelten Charakter des Konstruktivismus bietet er Möglichkeiten, die Begriffe Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit als ineinander-greifende Konstruktionen zu verstehen, und den komplexen sozio-kulturellen Dynamiken des Forschungsgegenstands gerecht zu werden. Der Fokus auf subjektiven Wahrnehmungen von Geschlechtern, Räumen und (Un)Sicherheiten ermöglicht es ebenso, bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse in die Diskussion rund um das männliche (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum miteinzubeziehen. Während jede Konstruktion der Kategorien ihre eigenen signifikanten Aspekte aufweist, ermöglicht der konstruktivistische Blick ein tieferes Verständnis der Komplexität menschlicher Identität und sozialer Interaktionen, Normen und Erfahrungen (Wetterer, 2010, S. 126). Im Folgenden wird deshalb zunächst auf die Konstruktion der drei Konzepte von Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit eingegangen, um diese in einem nächsten Schritt miteinander in Verbindung zu setzen und ein tiefgreifendes Verständnis des Forschungsgegenstands zu eröffnen.

3.1.1 Geschlecht

Die Geschlechterforschung steht seit dem Aufkommen des Konstruktivismus in der Tradition der sozialen Konstruktion von Geschlecht (Gildemeister, 2010, S. 137; Meuser, 2010, S. 50). Welchen Stellenwert diese Perspektive in den aktuellen Debatten der Geschlechterforschung aufweist, beschreibt Hanna Meissner pointiert wie folgt:

Die generelle Auffassung, dass Geschlecht eine soziale Konstruktion ist, stellt derzeit in großen Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung eine Art Minimalkonsens dar. Damit ist allerdings noch lange nicht geklärt, wie der Begriff der Konstruktion im Einzelnen verstanden wird und wie weitgehend die Annahme der Konstruktion zu verstehen ist – bezieht sie sich auf die sozialen Folgen der Zweigeschlechtlichkeit oder stellt sie die Natürlichkeit dieser Differenz selbst in Frage? (Meissner, 2008, S. 2)

Meissner zeigt hier einen Punkt auf, der die aktuellen Debatten rund um die Konstruktion von Geschlecht prägt: Nicht *ob* Geschlecht sozial konstruiert wird, sondern *wie* der Prozess der Konstruktion zu verstehen und wie weitgreifend er ist, bildet eine der zentralsten Fragen der postmodernen Geschlechterforschung. Eine theoretische Eingrenzung fand um die Jahrtausendwende statt, welche die Frage der sozialen Konstruktionsprozesse von Geschlecht in den Fokus von Analysen rückt (Maihofer, 2004, S. 33). Eine Frage, die dem gängigen Wissen über Geschlecht innerhalb unserer Gesellschaft entgegensteht. Denn die Idee der sozialen Konstruktion von Geschlecht stehe der Auffassung einer natürlich-gegebenen Zweigeschlechtlichkeit diametral gegenüber, da diese ihren Ursprung in vermeintlichen biologischen Tatsachen und dem Glauben an eine vorkulturellen „Natur des Menschen“ suchen würde. Es gehöre zur „Selbstverständlichkeit“ unseres Alltagswissens, die Geschlechtszugehörigkeit von Personen und die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen als natürliche Vorgabe sozialen Handelns“ zu verstehen. Konstruktivistische Ansätze brechen somit mit einer dezidierten Sex-Gender-Trennung, wie sie in der Vergangenheit oftmals vertreten wurde (Maihofer, 2004, S. 34; Wetterer, 2010, S. 126–127). Eine Abgrenzung von dem Verständnis von *gender* „als gesellschaftliche[n] Reflex auf Natur“ (Gildemeister, 2010, S. 137) hat stattgefunden und die Auffassung einer vermeintlich biologisch begründbaren, heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit wird als ein spezifisches „Kulturphänomen“ erkannt (Meissner, 2008, S. 6). Aufgrund dessen werden Geschlecht, Geschlechterdifferenz, Männlichkeit, Weiblichkeit oder auch sexuelle Orientierung aus einer neuen, nicht-essentialistischen Perspektive betrachtet, welche Aspekte von Geschlechtlichkeit als historische und gesellschaftlich-kulturelle Konstruktionen erfasst (Maihofer, 2004, S. 34).

Feministische Perspektiven auf die soziale Hergestelltheit von Geschlecht beinhalten einen kritischen Blick auf die vermeintliche Einheitlichkeit und Simplifizierung von Geschlechtern

und Geschlechterrollen. Besonders die Kritik Schwarzer⁴ und lesbischer Feministinnen an dem einheitlichen Begriff „Frau“ verdeutlicht die Komplexität und die unterschiedlichen Dimensionen partikularer Existenzweisen. Indem Erfahrungen weißer Frauen der Mittelschicht selbstverständlich verallgemeinert und als die universale Erfahrung der Kategorie „Frau“ gesehen werden, werden andere Existenz- und Lebensweisen unsichtbar. Mit der Auffassung der Konstruiertheit von Geschlecht und anderen Kategorien ist demnach eine kritische Sichtweise auf Machtverhältnisse verbunden, welche die Bedeutung des Zusammenspiels verschiedener Differenzkategorien in den Vordergrund stellt, um gesellschaftliche Subjektpositionen wirklich verstehen zu können (Meissner, 2008, S. 3). Durch die facettenreichen Ausführungen feministischer Theoretiker*innen konnte sich in der Geschlechterforschung auf die Verwerfung eines einheitlichen Verständnisses von Männlichkeit und Weiblichkeit geeinigt werden: „Es gibt keine einheitlichen Bestimmungen dessen, was ‚weiblich‘ ist. Darauf zielende Objektivierungsversuche sind gescheitert und *müssen* [Hervorhebung im Originaltext, Anm.] aus dieser Sicht scheitern“, fasst Regine Gildemeister (2001, S. 70) die gemeinsame Erkenntnis diverser konstruktivistischer Positionen zusammen.

Nun sehen die Erklärungen dafür, *wie* die gesellschaftlich-kulturelle Herstellung von Geschlechterkonstruktionen zu verstehen ist, unterschiedlich aus. Zwei der dominantesten Erklärungsversuche innerhalb des Feldes des Konstruktivismus sind das interaktionistisch-ethnomethodologische Konzept des „doing gender“ und Butlers poststrukturalistisch-sprachtheoretische Theorie der „Performativität von Geschlecht“. Ausgehend von der Annahme, Geschlecht nicht als etwas Ursprüngliches oder den sozialen Verhältnissen Vorhergehendes zu betrachten, stellen die beiden Konzepte den Herstellungsprozess von Geschlecht auf unterschiedliche Weise in den Mittelpunkt und problematisieren das dichotome Verhältnis von Kultur und Natur. Beide dieser Ansätze erheben einen grundsätzlichen Anspruch, die Alltagsgewissheit von Zweigeschlechtlichkeit zu durchbrechen und gleichzeitig ihre „Realitätsmächtigkeit“ ernst zu nehmen (Maihofer, 2004, S. 33; Meissner, 2008, S. 2–3; 8).

⁴Schwarz stellt eine Selbstbezeichnung für eine von Rassismus betroffene, gesellschaftliche Position dar. Der Begriff wird mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, um zu verdeutlichen, dass es sich nicht um eine reelle Eigenschaft handelt, welche auf die Farbe der Haut zurückzuführen ist, sondern um ein konstruiertes Zuordnungsmuster. Schwarz-sein umfasst demnach nicht nur die Zuordnung zu einer ethnischen Gruppe, sondern ebenso die Erfahrungen, welche von Rassismus betroffene Personen erleben, da sie auf bestimmte Art und Weise wahrgenommen werden (Haruna & Scheerer, 2013).

Mit dem Konzept des „doing gender“ haben Candace West und Don H. Zimmerman (1987) einen Paradigmenwechsel innerhalb der Geschlechterforschung eingeleitet. Angelehnt an die Arbeiten von Erving Goffman und Harold Garfinkel wird Konstruktion als prozesshaft, intersubjektiv und interaktiv begriffen. Die bis dato vorherrschende Sichtweise auf Geschlecht anhand der Sex-Gender-Trennung wird praktisch umgedreht: „Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit wird nicht als quasi natürlicher Ausgangspunkt von und für Unterscheidungen im menschlichen Handeln, Verhalten und Erleben betrachtet, sondern als Ergebnis komplexer sozialer Prozesse“ (Gildemeister, 2010, S. 137). Dadurch findet eine Veränderung in dem Verständnis von Konstruktion als Prozess statt, welcher erklärt, weshalb die soziale Deutung von Geschlecht in der alltäglichen Wahrnehmung als unsichtbar erscheint. Geschlecht werde gesellschaftlich quasi selbstverständlich naturalisiert (Pühl et al., 2004, S. 16). Garfinkel spricht in diesem Zusammenhang von der vermeintlichen Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit des Menschen im Alltagshandeln als einen hergestellten „moral fact“, welcher den Zustand der grundlegenden Verschiedenheit von Männern und Frauen in allen Bereichen vorschreibt (Gildemeister & Wetterer, 1992, S. 202). Judith Lorber beschreibt diesbezüglich in einem nächsten Schritt die Institutionalisierung von Geschlecht, welche Erwartungsmuster von Individuen bestimmt, soziale Prozesse des Alltagslebens regelt und in alle Formen sozialer Organisationen eingebunden ist (Lorber, 1994, S. 41). Wie die Bezeichnung „doing gender“ bereits erahnen lässt, entfernt das Konzept sich von jeglichen bisherigen essentialistischen Bezügen von Geschlecht, als etwas, was man *ist*, und versteht es ausschließlich als etwas, was man *tut*. Die interaktive Herstellung durch bestimmte Praktiken im Alltagshandeln steht im Vordergrund (Meuser, 2010, S. 63). Geschlechterspezifische Verhaltensweisen werden als veränderbar und immer wieder neu entstehende Effekte sozialer Interaktionen angesehen. Die Intention von Subjekten bei der Herstellung von Geschlecht kann hierbei bewusst oder unbewusst sein (Maihofer, 2004, S. 35). Gleichzeitig manifestieren sich diese Effekte in den persönlichen Identitäten und den sozialen Interaktionen von Subjekten. Das Konzept des „doing gender“ versteht demnach „Geschlecht (...) als emergierende Eigenschaft sozialer Situationen, *doing gender* [Hervorhebung im Originaltext, Anm.] als unvermeidliche Aufgabe jeder Situation“ (Meuser, 2010, S. 64).

Im Kontrast dazu, und für mein Forschungsinteresse relevanter, beruht Butlers Konzept der Performativität auf poststrukturalistischen und sprachphilosophischen Theorien. Im Zentrum Butlers Arbeiten steht die kritische Auseinandersetzung mit Geschlecht als Identitätskategorie. Anders als in den Überlegungen des „doing gender“ definiert Butler Geschlecht nicht als etwas,

das wir aktiv tun, sondern etwas, das durch die wiederholte Zitation von Normen entsteht. Während „doing gender“ die Rolle von Akteur*innen als handelnde Subjekte versteht, welche Geschlecht interaktiv hervorbringen, sieht Butler das Subjekt selbst als Effekt diskursiver Praktiken. Eine besondere Rolle hat Sprache in diesem Zusammenhang: Sprache wird eine produktive Eigenschaft zugesprochen, indem sie Dinge nicht einfach bezeichnet, sondern sie hervorbringt. Geschlechterdifferenz wird vollkommen von biologistischen Annahmen gelöst und zum Effekt diskursiver Prozesse erklärt. Diese Art der Konstruktion von Geschlecht bezeichnet Butler mit dem Begriff der „Performativität von Geschlecht“. Die Besonderheit dieser Theorie liegt in performativen Sprechakten, welche anhand der Bezeichnung von etwas soziale Realitäten hervorbringen (Meissner, 2008, S. 13). Genauer ist „Performativität (...) die Kraft einer Äußerung, das von ihr Benannte auch herzustellen“ (Von Redecker, 2011, S. 55). Durch die ständige, zitierende Wiederholung dieser Akte erzielen sie eine dauerhafte Wirkung (Butler, 2021, S. 206): In Butlers berühmten Beispiel wird ein Kind vergeschlechtlicht, indem es ab dem Zeitpunkt seiner Geburt als Junge oder Mädchen bezeichnet wird. Diese Sprechakte werden ständig wiederholt, das Kind immer wieder als solches benannt, und stellt sich daraufhin auch selbst als das ihm zugewiesene Geschlecht dar. Effekte der Normierung und Naturalisierung stellen sich ein, welche sich aufgrund der andauernden Repetition immer wieder bestätigen und verstärken. Als eine sprachlich-symbolische Hervorbringung ist Geschlechtsidentität ein Prozess, welcher nie abgeschlossen wird (Butler, 2013, S. 136). „Akte, Gesten und Begehren“ mit denen diese performative Herstellung von Geschlechtsidentität immer wieder vollzogen wird „erzeugen den Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz“ von Geschlecht. Dieser „Organisationskern der Geschlechtsidentität“ ist nie tatsächlich existent, sondern wird auf die Oberfläche des Körper projiziert, an ihm eine Geschlechtsidentität konstruiert und diskursiv aufrechterhalten (Butler, 2021, S. 200).

Um die Rolle von Subjekten innerhalb der Theorie zu begreifen ist es wichtig, performative Sprechakte nicht auf einen subjektiven Willen dieser zurückzuführen. Für Butler existieren keine vordiskursiven Subjekte, von welchen der Konstruktionsprozess von (unter anderem) Geschlecht ausgeht. Performativität kann sich nur im Rahmen einer symbolischen Ordnung vollziehen, welche bereits vor dem sprechenden Subjekt existiert. In weiterer Folge ist es das Subjekt, welches diese symbolische Ordnung immer wieder zitiert und somit aufrechterhält. Diese Subjektkonstitution ist – wie die Konstruktion der Geschlechterdifferenz – als ein sich ständig wiederholender diskursiver Prozess zu begreifen. Aus diesem Umstand lässt sich ableiten, dass performativen Sprechakten keine vorab bestehenden Absichten vorausliegen, dies

aber gleichzeitig bedeutet, dass sowohl die Bedeutung von „Subjekt“ als auch „Geschlecht“ veränderbar ist. Denn wenn die Konstitution der beiden sich lediglich auf das un abgeschlossene System des Diskurses beruft, ergibt dies die Möglichkeit für Veränderung. Indem die Bedeutung von zitier- und wiederholbaren Zeichen kontextspezifisch ist, schafft dies den Weg für eine Resignifikation von Bedeutung. Und somit befinden sich auch Geschlechterverhältnisse in ständiger Veränderung (Butler, 2021, S. 209–2010; Von Redecker, 2011, S. 70–71).

Auch ist es wichtig, die Verbindung zwischen dem Performativitäts-Begriff und Machtverhältnissen zu verstehen: Innerhalb der Theorien verbindet Butler performative Akte stets mit den Machtverhältnissen als strukturellen Bedingungen, in welchen sie stattfinden. In Bezug auf Sprechakte bedeutet dies, dass Macht Sprache in Form des Diskurses strukturiert und in sagbar und unsagbar unterteilt. Nur wenn Dinge sich innerhalb des sagbaren befinden, können sie auch Entitäten konstituieren und in Form von Sprechakten zitiert und wiederholt werden. Spezifisch befasst sich Butler diesbezüglich mit der symbolisch-diskursiven Hervorbringung von Geschlecht, welche historisch anhand einer heterosexuellen Matrix und eines „Phallogozentrismus“ strukturiert wurde. Als dominantes Deutungsmuster besteht diese heterosexuelle Matrix aus einem Geflecht aus Kategorien und Normen, welches regulierende Effekte auf die soziale Wirklichkeit hat (Von Redecker, 2011, S. 58). Körper, Geschlechtsidentitäten und sexuelles Begehren werden von „einem regulierenden Apparat der Heterosexualität erzwungen“ (Butler, 2017, S. 36), welcher fest schreibt, dass Geschlecht binär verfasst und beziehnehmend darauf auch Begehren gegengeschlechtlich (sprich heterosexuell) „natürlich“ ist. Diese binären Geschlechter, Mann und Frau, werden in ihrem Verhältnis miteinander als komplementäre und hierarchisiert wahrgenommen. Ihnen wird aufgrund der heterosexuellen Matrix ein kultureller Sinn verliehen: „Damit die Körper eine Einheit bilden und sinnvoll sind, muss es ein festes Geschlecht geben, das durch die zwanghafte Praxis der Heterosexualität gegensätzlich und hierarchisch definiert ist“ (Butler, 2021, S. 220). Wie andere Gegensatzpaare im Denken des Logozentrismus werden auch Mann und Frau als sich wechselseitig ausschließend und hierarchisierend begriffen. Durch den Zusatz des „Phallus“ in „Phallogozentrismus“ zeigt Butler auf, dass alle existenten Gegensatzpaare in männlich/weiblich konnotiert werden und anhand von dem Mann als Norm und der Frau als Abweichung in Asymmetrie gebracht werden. Durch Butlers Überlegungen können nicht nur die historisch-kulturellen Bedingungen der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit begriffen, sondern ebenso die Naturalisierung vermeintlicher körperlicher Zuschreibungen kritisiert, und eine Sex-Gender-Trennung im Verständnis von Geschlechtlichkeit verworfen werden (Butler,

2021, S. 202). Dies ist für die weiteren Ausführungen zur Konstruktion von Männlichkeiten grundlegend.

3.1.1.1 Zur Konstruktion von Männlichkeiten

Wie ist nun die Konstruktion von Männlichkeiten zu verstehen? Während die Konstruktion von Weiblichkeit und der Kategorie „Frau“ bereits auf einen großen Wissensstand zurückgreifen kann, ist dies für Männlichkeit und „Mann“ nicht der Fall. Lange Zeit befasste sich die Geschlechterforschung (damals noch aus diesem Grund Frauenforschung genannt) auch aufgrund politischer Bestrebungen mit der gesellschaftlichen Position von Frauen als der abweichenden Kategorie der männlichen, unmarkierten Norm, von welcher sich die Frau emanzipatorisch lossagen würde (Baur & Luedtke, 2008, S. 7). Die Relationalität in der Beziehung der beiden Kategorien wird somit sowohl im gesellschaftlich gängigen als auch im wissenschaftlichen Diskurs sichtbar, wobei im ersteren oft dennoch von einer „richtigen“ oder „natürlichen“ Männlichkeit gesprochen wird. Die Konstruktion der einen Kategorie kann eben nie ohne die andere begriffen werden, wie es Connell beschreibt:

Männlichkeit und Weiblichkeit sind in sich relationale Konzepte, die sich aufeinander beziehen und erst im Verhältnis zueinander Bedeutung gewinnen, als eine soziale Grenzziehung und als kultureller Gegensatz. Dies trifft auch zu, wenn man den sich wandelnden Inhalt dieser Grenzziehung in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten berücksichtigt. Männlichkeit als Gegenstand der Erkenntnis steht immer in Beziehung. (Connell, 2015, S. 93)

Die Beziehung der Geschlechter ist somit eine dichotome, welche nicht im Einzelnen gedacht werden kann. Ohne Weiblichkeit hat Männlichkeit keine Bedeutung, beide Identitätskategorien bestehen in der Differenz zur anderen. Gleichzeitig muss beachtet werden, dass diese Beziehung nie eine absolute ist, sondern sich in verschiedenen Gesellschaften im Wandel befindet. Die Relationalität der beiden Konzepte ist somit gesellschaftlich und zeitlich verortet, und muss immer im Rahmen ihrer Kontexte verstanden werden. Wie es auch Butler im Konzept der Performativität von Geschlecht beschreibt, ist die Bedeutung von Männlichkeit stets veränderbar, gleichzeitig ist sie aber weiterhin wirkmächtig. Denn „Männlichkeit ist nicht nur eine Idee in den Köpfen oder eine individuelle Identität. Männlichkeit ist allgegenwärtig und eingegossen in die sozialen Beziehungen“ (Connell, 2015, S. 77). Diese relationale Beziehung der beiden Konzepte ist dennoch keine auf Augenhöhe. Ein zentrales Element der sozialen Konstruktion von Männlichkeiten in westlichen Gesellschaften ist die gleichzeitige Konstruktion einer männlich dominierten Ordnung. Während die männliche Konstruktion als

die primäre markiert wird, ist die weibliche lediglich die sekundäre bzw. die der Abweichung. Dieses Primat des Männlichen fließt in die Vergesellschaftung von Geschlecht mit ein, wodurch eine patriarchale Gesellschaftsordnung entsteht, in welcher Männer Frauen systematisch anhand sozialer Strukturen und Praktiken dominieren. Diese patriarchalen Verhältnisse zeigen sich auf sämtlichen Ebenen sozialer Beziehungen, sind aber ebenso wie Geschlechterverhältnisse Gegenstand dauerhafter Veränderung und werden in unterschiedlichen Strukturen verschieden sichtbar (Meuser, 2010, S. 64; 80–82).

Die Konstruktion von Männlichkeiten beginnt früh in der gesellschaftlichen Geschlechtersozialisation. Im Rahmen der Sozialisation werden die unterschiedlichsten, geschlechtsspezifischen Anforderungen an die männlich Sozialisierten gestellt, welche mit dem örtlich und zeitlich vorherrschenden Bild von Männlichkeit assoziiert werden. Beispielsweise werden Jungen zur Externalisierung von Gefühlen, Rationalität, Kontrolle und Wettbewerbsorientierung sozialisiert, um als Mann wahrgenommen zu werden. Bereits in jungen Jahren lernen Kinder, dass es gesellschaftlich als „unmännlich“ gilt, wenn Emotionen – mit Ausnahme von Wut und Aggression – nach außen ausgedrückt werden. Anstatt ihre alltäglich auftretenden Emotionen Ausdruck verleihen zu können, erlernen Männer deshalb Bewältigungsstrategien, welche sie einsetzen, um normativen Erwartungen rund um Männlichkeit zu entsprechen. Im Laufe der Geschlechtersozialisation entstehen so Männlichkeiten anhand eines komplexen Zusammenspiels von gesellschaftlichen Erwartungen, institutionellen Arrangements und individueller Aneignung. Jedoch sollte Männlichkeit hierbei nicht als das einfache passive übernehmen einer Geschlechterrolle verstanden werden, vielmehr beschreibt die geschlechterspezifische Sozialisation von Männern einen aktiven Prozess der Auseinandersetzung mit Männlichkeitsnormen, wodurch vorherrschende Bilder von Männlichkeit reproduziert werden (Böhnisch & Winter, 1997, S. 17–22). Während Frauen weiterhin als hilflos, schutzbedürftig, emotionaler und in gewisser Form anhand von Menstruation und Schwangerschaft behindert konstruiert werden, wird „[f]ür Männer (...) ein gegenteiliges Bild entworfen, welches durch physische Stärke und mentale Kraft, durch Mut und Kreativität charakterisiert ist“ (Wastl-Walter, 2012, S. 70). Auch darf die Konstruktion von Männlichkeit nicht im Sinne eines einfachen Sozialisationsmodells, welches Ursache und Wirkung unterscheidet, verstanden werden. Die Beziehungen, welche Männlichkeit konstruieren, sind in komplexe gesellschaftliche Dynamiken eingebettet und die soziale Konstruktion ein systematischer Prozess (Connell, 2015, S. 86–87).

In Bezug auf die Geschlechterkonstruktion haben die soziale Konstruktion des vergeschlechtlichen Körpers und körperliche Performanz einen besonderen Stellenwert. Körper spielen in sozialen Praxen eine wesentliche Rolle, werden aber gleichzeitig normiert und simplifiziert. In Form von Geschlechtlichkeit als soziale Praxis wird sich ständig auf Körper bezogen, gleichzeitig wird sie nie nur auf den Körper reduziert (Connell, 2015, S. 124). So werden beispielsweise essentialistische Vorstellung einer „wahren“ Männlichkeit meist vom männlichen Körper abgeleitet, als würde sie ihm innewohnen und nur über ihn ausgedrückt werden können. Und auch biologistische Argumente, wie etwa die vermeintliche natürliche Aggression von Männern oder der angeborene Drang zur Gewalt, werden auf den Körper zurückgeführt. Für Butler ist die Materialität des Körpers ein Effekt regulierender Diskurse, welche unter anderem anhand performativer Akte hergestellt wird. Ein tatsächlicher, natürlicher Körper ohne kulturelle Zuschreibungen kann von uns nicht erfasst werden. Anhand des regulierenden Ideals der Zweigeschlechtlichkeit wird Körpern ab der Geburt ein Geschlecht zugewiesen, welches andauernd zitiert und somit normiert wird. Im Fall der Männlichkeit stellen biologische Zuschreibungen genau diesen Umstand dar, dass Aspekte der bestehenden Geschlechterverhältnisse auf den Körper projiziert werden (Butler, 2017, S. 53–57). Bestimmte Arten körperlicher Performanz werden herangezogen, um sich der eigenen Männlichkeit zu vergewissern und sie zu demonstrieren. Wie etwa im Sport werden bestimmte männlich-konnotierte Eigenschaften performiert und zugleich über diese körperlichen Akte Männlichkeit hergestellt. Diese „Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als performativ, als das Wesen oder die Identität, die sie zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind“ (Butler, 2021, S. 200). Im Sinne Butlers Theorie sind bereits scheinbar banale Körperpraktiken nicht der Ausdruck einer natürlichen Identität, sondern konstituieren das, was sie vermeintlich ausdrücken. Körperliche Akte und Gesten, wie Sprache, das Tragen bestimmter Kleidung oder auch eine Gangart, stellen die körperliche Stilisierung anhand gesellschaftlicher Normen dar. Männliche Körperlichkeit beruft sich somit in all ihren Facetten auf den Diskurs rund um Männlichkeit. Anhand körperlicher Akte wird (sowohl bewusst als auch unbewusst) der Diskurs zitiert und wiederholt, und so erzeugen sie den Effekt eines stabilen und „natürlichen“ Geschlechts.

Neben der eingangs erwähnten Relationalität von Männlichkeit zu Weiblichkeit, welche die Konstruktion von Männlichkeiten formt, besteht noch eine weitere in den sozialen Beziehungen

von Männern untereinander. Sie prägt ebenso wie die binär-geschlechtliche Beziehung die Konstruktion von Männlichkeiten:

Der Konstruktion von Männlichkeit liegt mithin eine doppelte Distinktionslogik zugrunde, eine Logik der Unterscheidung, die Dominanzverhältnisse sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern impliziert. (...) Geschlecht ist eine relationale Kategorie nicht nur in dem Sinne, dass Männlichkeit in Relation zu Weiblichkeit gesehen werden muss und umgekehrt, sondern ebenso in der Hinsicht, dass der geschlechtliche Status eines Individuums auch in den Beziehungen zu den Mitgliedern der eigenen Genusgruppe bestimmt wird. (Meuser, 2008, S. 35)

Michael Meuser erläutert hier einen wesentlichen Punkt in Bezug auf die Konstruktion von Männlichkeiten und ihre innergeschlechtlich-homosoziale Beziehung. Neben der Relation zu Weiblichkeit ist ebenso jene zwischen Männlichkeiten untereinander zu beachten, da hier Abgrenzungen stattfinden, um die eigene Männlichkeitskonstruktion zu festigen. Männlichkeiten weisen eine kompetitive, intern hierarchische Struktur auf und sind gekennzeichnet von homosozialem Wettbewerb, weshalb Pierre Bourdieu Männer auch als einander gegenüberstehende „Partner-Gegner“ bezeichnet (Bourdieu, 2012, S. 83). Schon ab den Jugendjahren werden innerhalb männlich-homosozialer Räume spielerische Wettbewerbe ausgetragen, welche der Abgrenzung (bis hin zur Abwertung) von Weiblichkeit dienen, und ebenso ihren, besonders während der Adoleszenz fragilen, geschlechtlichen Status als „männlich“ verfestigen. Diese Wettbewerbe reichen von einfachen Wortgefechten bis hin zu körperlichen Risikohandlungen, welche oftmals als Reaktion auf die Herausforderung der eigenen Männlichkeit durch ein anderes Mitglied der Genusgruppe geschieht. Das eigene Verständnis von Männlichkeit formt sich somit innerhalb dieser erlernten Wettbewerbshandlungen, von jugendlichen Spaßkämpfen bis hin zu späteren beruflichen Hierarchiekämpfen. Individuen erlernen hierdurch, was eine sichere, soziale anerkannte Performanz von Männlichkeit ist, sowie Geschlechterwissen, welches sie daraufhin inkorporieren und in ihrer eigenen Performanz von Männlichkeit reproduzieren (Meuser, 2008, S. 36–38).

Diese soziale Praxis von Geschlechtern (und unter anderem eben auch Männlichkeiten) stellt in unserer Gesellschaft eine der Hauptstrukturen dar, nach welchen diese organisiert wird (Connell, 2015, S. 125). Mit der hegemonialen Männlichkeit hat Connell ein Konzept entwickelt, welche sich mit der prozesshaften und dynamischen Organisation von Männlichkeiten befasst und diese historisch und örtlich einordnet:

Um Geschlecht zu verstehen, müssen wir auch ständig darüber hinausgehen. Und umgekehrt verhält es sich genauso. Wir können Fragen der Klasse, der Rasse⁵ oder der globalen Ungleichheit nicht ohne einen permanenten Rückgriff auf Geschlecht begreifen. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind ein wesentlicher Bestandteil der sozialen Strukturen, und Geschlechterpolitik ist einer der Hauptfaktoren unseres kollektiven Schicksals. (Connell, 2015, S. 129)

Wie Connell beschreibt, muss eine umfassende Theorie der sozialen Organisation von Geschlechtern bzw. Männlichkeiten andere Kategorien wie Klasse oder Race miteinbeziehen, da Geschlecht in Beziehung mit diesen steht. Nur wenn wir diesen besonderen Stellenwert, welchen Geschlecht innerhalb unserer sozialen Struktur aufweist, anerkennen, können wir auch die Organisation von Männlichkeiten untereinander genauer interpretieren und verstehen. Im nachfolgenden wird deshalb auf das Konzept der hegemonialen Männlichkeit eingegangen, welches die Beziehungen zwischen Männlichkeiten unter Berücksichtigung weiterer Differenzkategorien thematisiert.

3.1.1.2 Die soziale Organisation von Männlichkeiten & ihre Vielfalt

Die Theorie der hegemonialen Männlichkeit setzt sich zum Ziel, sich von einfachen Definitionen von Männlichkeit als Objekt zu distanzieren und vielmehr Prozesse und Beziehungen einzelner Positionen innerhalb der Geschlechterverhältnisse zu betrachten. Ähnlich dem interaktionstheoretischen Ansatz des „doing gender“ spricht Connell im Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Männlichkeit als eine „Konfiguration sozialer Praxis“, welche in festen Strukturen sozialer Beziehungen entsteht und auf bestimmte Situationen innerhalb dieser reagiert (Connell, 2015, S. 124–125; Meuser, 2010, S. 99; Tervooren, 2007, S. 86). Diese Praxis bezieht sich nicht auf isolierte Handlungen, sondern ist in der historischen Auseinandersetzung von Menschen und Gruppen verortet, denn „[j]ede Form von Männlichkeit (als Konfiguration von Praxis) ist gleichzeitig in einer Reihe von Beziehungsstrukturen verortet, die durchaus unterschiedlichen historischen Entwicklungslinien folgen können. Dementsprechend ist Männlichkeit, ebenso wie Weiblichkeit, internen Widersprüchen und historischen Brüchen ausgesetzt“ (Connell, 2015, S. 126). Die dynamische Prozesshaftigkeit der Entstehung von Geschlechtlichkeit steht somit im Fokus von Connells Konzept, da

⁵ Der Begriff „Rasse“, welcher in der deutschsprachigen Literatur teilweise als gleichwertige Übersetzung des englischsprachigen Konzepts *Race* herangezogen wird, wird in dieser Arbeit außerhalb von direkten Zitaten aufgrund der historischen Verwendung des Begriffs im Nationalsozialismus, nicht verwendet. Für die Beschreibung der Differenzkategorie durch Zuschreibungen in Bezug auf Ethnie und Herkunft wird deshalb der Begriff *Race* genutzt. Die Schreibweise in kursiv soll im Lesefluss auf die Geschichte des Begriffs aufmerksam machen und auch nochmals die problematische Geschichte des Begriffs „Rasse“ ins Gedächtnis rufen (siehe hierzu Alexopoulou, 2023).

unterschiedliche relationale Positionen in unterschiedlichen Kontexten eingenommen werden können, und deshalb auch die eigene Geschlechtlichkeit von Individuen aufgrund verschiedener Kontexte dauerhaft in Veränderung existiert. Geschlechtlichkeit ist demnach kein fixer Zustand, sondern ein kontextabhängige, zueinander eingenommene Position von Individuen (Tervooren, 2007, S. 87).

Genauer wird die Konfiguration sozialer Praktiken und die Analyse der Struktur von Geschlecht nach Connell innerhalb der drei Teilbereiche gesellschaftlicher Machtbeziehungen, Produktions- bzw. Arbeitsbeziehungen und emotionalen/affektiven Beziehungen („Kathexis“) festgemacht, in welchen sich Formen der Beziehung zwischen Männlichkeiten zeigen: Erstens strukturiert sich die westliche Geschlechterordnung anhand patriarchaler Machtverhältnisse, indem eine allgemeingültige Dominanz von Männern über Frauen stattfindet. Auch wenn es in manchen Bereichen Ausnahmen und Widerstände gibt, durchzieht das Patriarchat die gesamte Gesellschaft. Gleichzeitig sei die patriarchale Macht eine unsichere, da sie aufgrund der Widerstände stets in Bedrängnis gebracht werde, und deshalb auf regelmäßige erneute Legitimation baue. Zweitens besteht eine geschlechtliche, spezifische Arbeitsteilung, welche für Menschen unterschiedlichen Geschlechts unterschiedliche Konsequenzen hat. Die kapitalistische Wirtschaftslogik beruht auf dieser geschlechtlichen Arbeitsteilung und verteilt das Kapital zwischen Männern und Frauen ungleich, indem es geschlechtsbezogene Akkumulationsprozesse befördert. Männer erhielten eine Dividende, welche ihnen rein aufgrund ihres Geschlechts zugewiesen würde. Aus diesem Grund ist es laut Connell auch Teil der sozialen Konstruktion von Männlichkeit, dass Männer die großen Privatvermögen besitzen und die großen Firmen leiten. Denn nur so können diese bestehenden Geschlechterverhältnisse sich auch andauernd reproduzieren und erhalten bleiben. Drittens stellen die Praktiken, welche das sexuelle Begehren realisieren und formen, einen Aspekt der Geschlechterordnung dar. Die Geschlechterverhältnisse spielen in sämtlichen Formen des Begehrens – ob heterosexuell oder nicht – eine Rolle und prägen diese. Ob Freiwilligkeit oder Zwang, und ob Genuss gegenseitig empfunden und gegeben wird, ist stets verbunden mit der gesellschaftlichen Dominanz von Männern und der vorherrschenden Privilegierung von Heterosexualität (Connell, 2015, S. 127–128; Meuser, 2010, S. 100–101).

Die von Connell beschriebenen relationalen „Archetypen“ von Männlichkeiten umfassen jene der Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung. Wichtig ist hierbei festzuhalten, dass es sich nicht um feste Charaktertypologien von Männlichkeiten handelt,

welche anhand einzelner Eigenschaften auf Männer zugeschrieben werden. Männlichkeiten existieren in ihrer Vielfalt, sind dynamisch, beeinflusst von ihrer Umwelt und stehen in Beziehung zueinander. Die vier Hauptformen von Männlichkeiten, wie sie laut Connell aktuell von der westlichen Geschlechterordnung hervorgebracht werden, zeichnen sich eher durch unterschiedliche Praktiken und Verhältnisse aus, als durch bestimmte Eigenschaften. Auch deshalb habe eine hegemoniale Männlichkeit keinen über Zeit und Raum unveränderlichen Charakter. Wie jede andere Form von Männlichkeit ist auch die hegemoniale eine, welche „in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, (...) die jederzeit in Frage gestellt werden kann“ (Connell, 2015, S. 130).

Die Idee der *Hegemonie* bezieht sich auf das Konzept von Gramsci und seiner Analyse gesellschaftlicher Klassenbeziehungen. Ähnlich dieser besteht auch zwischen unterschiedlichen Männlichkeiten ein Kampf um gesellschaftliche Vorherrschaft. Zu unterschiedlichen Zeiten wird stets eine Form von Männlichkeit gegenüber anderen kulturell hervorgehoben und ist somit die aktuelle hegemoniale Männlichkeit. Diese Form der Männlichkeit hat auch einen spezifischen Zweck: Sie ist jene Art geschlechtsbezogener Praxis, „welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell, 2015, S. 130). Gleichzeitig darf deshalb nicht vermutet werden, dass sämtliche Personen, welche der aktuellen Vorstellung hegemonialer Männlichkeit entsprechen, auch zwangsläufig die mächtigsten der Gesellschaft sind. Vielmehr sei es eine übergreifende korporative Inszenierung von Männlichkeit, welche den erhobenen gesellschaftlichen Machtanspruch legitimieren soll (welcher wiederum durch Gewalt gestützt wird). Hegemoniale Männlichkeit definiert Connell demnach als die „derzeitig akzeptierte Strategie“, um das Patriarchat zu verteidigen, deshalb ist jede Form hegemonialer Männlichkeit in ihrer Vorherrschaft zeitlich begrenzt:

Sobald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt. Neue Gruppen können dann alte Lösungen in Frage stellen und eine neue Hegemonie konstruieren. Die Vorherrschaft *jeder* [Hervorhebung im Original, Anm.] Gruppe von Männern kann von den Frauen herausgefordert werden. Hegemonie ist deshalb eine historisch bewegliche Relation. Ihr Hin und Her ist auch das Schlüsselement von Männlichkeit. (Connell, 2015, S. 131)

Eine zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort vorherrschende Strategie zur Aufrechterhaltung patriarchaler Herrschaft kann somit jederzeit durch eine neue abgelöst

werden. Lediglich die Legitimationsfrage männlicher Herrschaft, auf welche hegemoniale Männlichkeit eine unabgeschlossene Antwort darstellt, bleibt andauernd dieselbe. Die Herausforderung durch andere Männer (mit anderen Männlichkeitskonzepten) oder Frauen kann die bestehende hegemoniale Männlichkeit ins Wanken bringen und ablösen.

Aufgrund der Funktionsweise der Hegemonie als kulturelle Dominanz entstehen spezifische Geschlechterbeziehungen zwischen Gruppen von Männern, geprägt von Dominanz und *Unterordnung*. Besonders gekennzeichnet sind sowohl westliche als auch nicht-westliche Gesellschaften durch die Unterordnung homosexueller und die Dominanz heterosexueller Männer. Homosexuelle Männer, und jene, die als solche wahrgenommen werden, erfahren Ausschluss und Unterordnung mittels unterschiedlicher Praktiken durch heterosexuelle Männer. Diese umfassen diverse Formen von Gewalt, politischem Ausschluss, kulturellem Missbrauch oder auch wirtschaftliche Diskriminierung in verschiedenen Ausprägungen (Connell, 2015, S. 132). Die Herabsetzung homosexueller Männer und die Assoziation von Homosexualität mit Weiblichkeit sei der Grund für ihre Position am „unteren Ende der männlichen Geschlechterhierarchie“:

Alles, was die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt, wird dem Schwulsein zugeordnet; das reicht von einem anspruchsvollen innenarchitektonischen Geschmack bis zu lustvoll-passiver analer Sexualität. Deshalb wird aus der Sicht der hegemonialen Männlichkeit Schwulsein leicht mit Weiblichkeit gleichgesetzt. Und mancher schwule Theoretiker sieht darin den Grund für die Heftigkeit homophober Angriffe. (Connell, 2015, S. 132)

Die Unterordnung homosexueller Männer, und als solcher wahrgenommener, stellt somit vermeintliche Verbindungen zwischen Sexualität, Geschlechtsidentität und Lebensstil her, welche die Abwertung der einen und Vorherrschaft der anderen Männlichkeit legitimieren soll. Gleichzeitig sind schwule Männer nicht die einzigen, welche eine untergeordnete Position in den Geschlechterbeziehungen zwischen Männlichkeiten einnehmen können. Auch heterosexuelle Männer können aufgrund diverser Umstände aus der Gruppe der dominanten Hetero-Männer ausgeschlossen werden. In diesem Fall werden auch sie sofort in die „symbolische Nähe zum Weiblichen“ gerückt, um ihre Unterordnung zu rechtfertigen (Connell, 2015, S. 132). Und auch wenn diese Männer im Gegensatz zu Frauen dennoch von der Ungleichheit der Geschlechterordnung profitieren, zahlen sie hierfür einen erheblichen Preis. Denn „Jungen und Männer, die von den herrschenden Definitionen von Männlichkeit abweichen, weil sie schwul, effeminiert oder einfach weich sind, sind häufig mit Schmähungen

und verbaler Diskriminierung konfrontiert und werden manchmal zur Zielscheibe von Gewalt“ (Connell, 2013, S. 25).

Den Umstand, dass Männer grundsätzlich an der Vorherrschaft hegemonialer Männlichkeit teilhaben, beschreibt Connell als *Komplizenschaft*. Nur sehr wenige Männer entsprechen tatsächlich zur Gänze den komplexen Anforderungen, welche hegemoniale Männlichkeit an sie stellt. Dennoch profitieren Männer als Komplizen der Vorherrschaft der hegemonialen Männlichkeit und erhalten ebenso die Vorteile – eine sogenannte patriarchale Dividende – welche aus der Unterdrückung von Frauen durch Männer entsteht. Diese Männer sind als komplizenhaft zu verstehen, insofern sie „zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen“ (Connell, 2015, S. 133). Im alltäglichen Leben entsprechen die wenigsten Männer einem dominanten Ideal der hegemonialen Männlichkeit, welches sich homosexuellen Männern sowie Frauen überordnet. Sie leben in Partner*innenschaften mit Frauen, sind nicht gewalttätig gegenüber Frauen und queeren Menschen, und pochen nicht auf eine unbestreitbare Autorität aufgrund ihrer Identität als Mann. Und dennoch erhalten sie ebenso die Vorzüge und Privilegien, welche ihnen die patriarchale Dividende zuspricht (Connell, 2015, S. 133).

Als letzten relationalen „Archetypus“ seiner Theorie beschreibt Connell jenen der *Marginalisierung*. Durch den Einbezug anderer Kategorien wie Klasse oder *Race* beschreibt Marginalisierung die Beziehung zwischen Männlichkeiten untergeordneter und dominanter Klassen oder auch ethnischen Gruppen. Sie entsteht „immer relativ zu Ermächtigung hegemonialer Männlichkeit der dominanten Gruppe“, wie etwa jener des weißen Unternehmers gegenüber der des *Schwarzen* Arbeiters in den USA. Andere Identitätskategorien beeinflussen die Beziehung zwischen einzelnen Männlichkeiten, werden zur Legitimation der hegemonialen Männlichkeit herangezogen und im weiteren Schritt marginalisiert. Gleichzeitig bedeutet dies nicht, dass jede Form der Männlichkeit einer bestimmten Klasse oder *Race* sofort als marginalisiert verstanden werden sollte. Eher sind es die historischen und geografische Umstände, durch welche sich eine Art der Männlichkeit ermächtigt und eine andere als marginalisiert erscheinen lassen kann (Connell, 2015, S. 134–135).

Neben den Ausführungen Connells hat James Messerschmidt (2018, S. 74–79) das Konzept der hegemonialen Männlichkeit um folgende Aspekte erweitert: Messerschmidt unterscheidet zwischen hegemonialer und dominanter Männlichkeit. Während hegemoniale Männlichkeit als

Antwort auf die Frage nach der Legitimierung der Geschlechterungleichheit gilt, sind dominante Männlichkeiten jene, die in bestimmten sozialen Settings als am beliebtesten, gängigsten oder verbreitetsten betrachtet werden. Diese Unterscheidung ist deshalb so wichtig, da Geschlechterforscher sorgfältig zwischen Männlichkeiten unterscheiden müssen, die Geschlechterungleichheit legitimieren, und solchen, die dies nicht tun. Im Gegensatz zu hegemonialer Männlichkeit sind dominante Männlichkeiten somit nicht zwangsläufig mit der binären Hierarchisierung der Geschlechter verbunden und können in kleinen lokalen bis globalen sozialen Settings auftreten.

Eine Unterscheidung sollte auch zwischen lokalen, regionalen und globalen hegemonialen Männlichkeiten getroffen werden. Messerschmidt und Messner beschreiben diese drei Ebenen als zentral, um eine umfassende und zielgenaue Analyse hegemonialer Männlichkeiten sowie deren Wirkungsräume zu ermöglichen:

(...) [S]cholars should analyze empirically existing hegemonic masculinities at three levels: first, the *local* (meaning constructed in gender regimes involving the face-to-face interaction of families, organizations, and immediate communities); second, the *regional* (meaning constructed at the level of a societywide gender order); and, third, the *global* (meaning constructed in the global gender order involving transnational world politics, business, and media). Obviously, within any level multiple and often conflicting hegemonic masculinities will be at play. (...) And links among the three levels exist: global hegemonic masculinities pressure regional and local hegemonic masculinities, and regional hegemonic masculinities provide cultural materials adopted or reworked in global arenas and utilized in local gender dynamics. (Messerschmidt & Messner, 2018, S. 40)

Diese drei Ebenen sind als miteinander in Verbindung und sich gegenseitig beeinflussend zu betrachten, da sie nicht nur spezifische Sphären analysierbar machen, sondern ebenso aufzeigen können, welchen Ursprung einzelne Männlichkeitskonzepte in der lokalen, regionalen oder globalen haben. So würden sowohl globale Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit lokale und regionale Ebenen beeinflussen als auch lokale Aspekte in globale Arenen aufgenommen und in hegemoniale Männlichkeit integriert werden.

Es ist nochmals wichtig zu betonen, dass die vier relationalen „Archetypen“ von Männlichkeiten innerhalb der Theorie der hegemonialen Männlichkeit keine festen Charaktertypen oder ähnliches sind und auch auf den drei Ebenen des Lokalen, Regionalen und Globalen verschieden aussehen können. Für Connell beschreiben sie im Sinne einer Sozialtheorie „Handlungsmuster, die in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen

Beziehungsgefüges entstehen“ (Connell, 2015, S. 134). Sie erlauben es uns, bestimmte Formen von Männlichkeiten zu analysieren und einzuordnen. In diesem Sinne sind noch zwei weitere spezifische Arten von Männlichkeiten interessant, auf welche im Kontext dieser Arbeit eingegangen werden sollte. Das folgende Unterkapitel beschreibt deshalb kurz die aktuellen Theorien zu migrantischen und queeren Männlichkeiten.

3.1.1.3 Andere Formen von Männlichkeiten: migrantische & queere Männlichkeiten

Sowohl migrantische als auch queere Männlichkeiten sind anhand ihrer Abweichung von Männlichkeitskonzepten der westlichen Mehrheitsgesellschaft geprägt. Beide Arten der Männlichkeitskonstruktion stehen somit, wie auch in Connells Theorie, relationale Männlichkeiten innerhalb der Geschlechterbeziehungen dar. Der Einfluss von *Race* oder Queerness als Kategorien ist der entscheidende Faktor, welcher diese beiden Arten von Männlichkeiten zu eigenen Sonderformen macht. Gleichzeitig stellen beide für sich spezifische Positionen innerhalb der Geschlechterverhältnisse dar und stehen ebenso wie alle andere Männlichkeiten auch in relationaler Beziehung zueinander.

Migrantische Männlichkeiten werden als Abweichung von autochthon-westlicher Männlichkeit konstruiert, welche sich durch vermeintliches traditionsbewusstes und vormodernes Denken auszeichnet. Wie Geschlecht wird auch *Race* in diesem Kontext gesellschaftlich als vermeintlich natürlich-biologisch aufgefasst, weshalb Ethnizität oftmals als Ursache für Verhaltensweisen migrantischer Männer herangezogen wird. Aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit wird migrantischen Männern unterstellt, sie hätten andere Vorstellungen von Männlichkeit als westlich geprägte Männer. Den Einfluss, welchen *Race*, Ethnizität und Geschlecht auf die Konstruktion von migrantischen Männlichkeiten hat, beschreibt Katrin Huxel:

(...) Untersuchungen, die die Konstruktion von Männlichkeit unter den Bedingungen von ethnischer Differenz einer kritischen Betrachtung unterziehen und die Machtverhältnisse und die spezifischen sozialen Bedingungen, unter denen Konstruktionsprozesse von Geschlecht und Ethnizität stattfinden und in denen sich die Migranten verorten, (...) entwerfen sehr heterogene Bilder von Männlichkeit und Ethnizität, die zeigen, dass die Annahme, die ethnische Zugehörigkeit bedinge quasi automatisch traditionale, vormoderne Männlichkeitsentwürfe und -vorstellungen, zu kurz greift. Vielmehr gilt es die Eigengebundenheit der Männer in generationelle, familiäre Strukturen und ihre diesbezüglichen Einstellungen, sowie ihre Erfahrungen mit Ein- und Ausschlüssen, mit (strukturellen) Rassismen in die Analyse von Männlichkeit einzubeziehen um so zu einer intersektionellen Perspektive zu gelangen, die es ermöglicht, verschiedene Differenzlinien in ihrem Zusammenwirken zu

betrachten. Nur so kann ohne skandalisierende Verkürzungen nach den Auswirkungen ethnischer Differenz auf die Konstruktion von Männlichkeit gefragt werden. (Huxel, 2008, S. 61–62)

Eine Analyse der Konstruktion von migrantischen Männlichkeiten mit Bezug zu Geschlecht und *Race* muss demnach so weit gefasst werden, dass verschiedene strukturelle Bedingungen miteinbezogen werden. Ohne den Einbezug sozialer Strukturen und gesellschaftlicher Erfahrungen (mit Rassismen) kann das Verständnis der Konstruktion von migrantischen Männlichkeiten nur unvollständig bleiben. Nur wenn die gesellschaftlichen Umstände und Voraussetzungen in den Lebenswelten der migrantischen Männer sowie ihr Bezug zu der autochthonen Dominanzgesellschaft in die Analyse miteinfließen, erhält man eine umfassende Idee der Konstruktion von migrantischen Männlichkeiten. Im deutschsprachigen Diskurs werden rassistische Ausschlusserfahrungen dennoch selten benannt. Aber nur, wenn von den spezifischen Einflüssen von Rassismen auf die Konstruktion migrantischer Männlichkeiten ausgegangen wird, können diese umfassend begriffen werden (Scheibelhofer, 2018, S. 27). Deshalb ist es wichtig, nicht von einer homogenisierten Vorstellung des migrantischen Mannes zu sprechen, welche im alltäglich-gesellschaftlichen Diskurs oftmals vorherrscht. „Dabei werden die faktische Heterogenität – in Bezug auf religiöse sowie ethnische Zugehörigkeit (kurdisch, alevitisch, sunnitisch, jesidisch, christlich, jüdisch etc.) und auf Sexualität ebenso missachtet wie die Unterschiede der Herkunftsregionen (Stadt-Land) und des Bildungshintergrunds“ (Lutz, 2019, S. 809). Aktuelle Diskurse rund um migrantische Männer orientieren sich weiterhin an kolonialen Erzählungen der nicht-westlichen „Anderen“. Als fremde Männlichkeiten werden migrantische Männlichkeiten mit Erzählungen und Bildern aus der Kolonialzeit in Verbindung gebracht, welche bis heute nachhallen. Besonders in Bezug auf antimuslimischen Rassismus orientieren sich die Auffassungen des gefährlichen türkisch-muslimischen Mannes sowie der gefährdeten muslimischen Frau mit Kopftuch an einem Verständnis von Geschlecht und *Race*, in welchem es gilt, die nicht-weiße Frau vor dem gewaltvollen nicht-weißen Mann zu retten und sie von ihrem Kopftuch als Symbol ihrer Unterdrückung zu befreien. Die „koloniale Vorstellung von Europa als Höhepunkt menschlicher Entwicklung“ lebt in diesen Diskursen weiter (Scheibelhofer, 2018, S. 34–36).

Queere Männlichkeiten beschreiben eine Sammlung von Männlichkeiten, welche Männlichkeit außerhalb von heteronormativen Konstruktionen von Männlichkeit performieren. Als Praxis haben sie das Potential hegemoniale Männlichkeit zu stören und ins Wanken zu bringen (Heasley, 2005, S. 310). Unter ihnen ist es die homosexuelle Männlichkeit, welche auch im

Konzept der hegemonialen Männlichkeit als wichtiges Beispiel angeführt wird. Homosexualität wird im Patriarchat als Marker für „unmännliche Männer“ verwendet, welche aufgrund verschiedenster Zuschreibungen (Weiblichkeit; psychische Erkrankung etc.) vom Idealbild des hegemonialen Mannes distanziert werden (Connell, 2015, S. 204). Queere Männlichkeiten beschränken sich aber nicht nur auf diese. Trans* Männlichkeiten beziehen in der Diskussion rund um Männlichkeit und Geschlecht Körperlichkeit direkt mit ein und brechen so zum Teil mit den heteronormativen Zwängen von Männlichkeit. Indem sich die Konstruktion von Männlichkeit in der Vergangenheit meist auf den „männlichen“ Körper und seine normativen Attribute berufen hat, stellen trans* Personen diese schon alleine anhand ihrer Existenz in Frage und schaffen neue, von heteronormativen Auffassungen abweichende Ideen männlicher Körper. Gleichzeitig bedeutet dies nicht, dass sich trans* Menschen heteronormativen Vorstellungen von Männlichkeit einfach entziehen können. Oftmals würden transmaskuline Personen dieselben Konzepte von Männlichkeit teilen wie cisgeschlechtliche Männer, obwohl sie nicht alle Dimensionen dieses Konzepts in gleichem Maße befürworten. Aspekte, welche stark im Kontrast zu den grundlegenden gemeinsamen Werten der Queer-Community stehen, wie beispielsweise heterosexuelle Privilegien und die Unterordnung von Frauen durch Männer, würden in den Auffassungen der eigenen Männlichkeit von trans* Personen strikt abgelehnt (Anzani et al., 2023).

Migrantische und queere Männlichkeitskonzepte werden aktuell immer häufiger miteinander in Verbindung gesetzt und für den Erhalt patriarchaler Herrschaft gegeneinander ausgespielt. Paul Scheibelhofer beschreibt diese diskursive Veränderung wie folgt:

Das diskursive Arsenal der problematischen fremden Männlichkeit wurde zuletzt durch einen weiteren Marker für Rückständigkeit ergänzt: Homophobie. Vor dem Hintergrund von Berichten über die Misshandlung von Homosexuellen im Iran, Irak und in anderen Staaten der „Achse des Bösen“ sind auch muslimische Communitys unter Verdacht geraten, problematische Einstellungen gegenüber Homosexualität zu haben. (...) Im Lichte der vorangegangenen Diskussion über Homosexualität als „klassischen“ Anti-Typus zeigt sich in diesen Veränderungen die Wandelbarkeit männlicher Herrschaft. (Scheibelhofer, 2018, S. 37–38)

Anhand des Beispiels Scheibelhofers zeigt sich nicht nur die Wandelbarkeit, mit welcher hegemoniale Männlichkeit ihren patriarchalen Machtanspruch erhalten möchte. Es wird offensichtlich, wie auch andere Formen von Männlichkeiten gegeneinander ausgespielt werden, um die Frage nach der Legitimierung des Patriarchats zu vermeiden. Die „Problematik einer zunehmenden rassifizierenden Auslagerung sowie Ethnisierung von Homo*-, Trans*- und

Inter*phobie, verkörpert durch die Figur des muslimischen Migranten“ (Klapeer & Schönplflug, 2020, S. 79), welcher als inhärent oder kulturbedingt queer-feindlich konstruiert wird, zeigt sich als das neueste Beispiel dieser Strategie des Machterhalts des Patriarchats.

Zuletzt sollte in diesem Zusammenhang noch knapp auf das Konzept der hybriden Männlichkeit eingegangen werden: Die Aneignung bestimmter untergeordneter oder femininer Eigenschaften in männliche Identitäten wird in den letzten Jahren unter dem Begriff der hybriden Männlichkeit zusammengefasst. So werden etwa Charakteristika, welche bislang als Eigenschaften schwuler Männer gegolten haben durch die kulturelle Aufwertung dieser von heterosexuellen cisgender Männern übernommen. Ähnlich verhält es sich mit Veränderungen in der Aufteilung von Care Arbeit innerhalb des eigenen Haushalts. Während eine solche Übernahme einer Geschlechter-Performanz zwar die Grenzen der Geschlechterverhältnisse verändert, untergräbt es sie dennoch nicht. Diese Bewegungen innerhalb des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit dürfen nicht als Aufweichung oder Schwächung der Vorherrschaft von Männlichkeiten begriffen werden. Sie sind vielmehr Ausdruck der Wandelbarkeit und Elastizität hegemonialer Männlichkeit, besonders in Bezug auf die Identitäten weißer, cis-hetero Männer (Messerschmidt, 2018, S. 82–84).

3.1.2 Räumen

Die Konstruiertheit von Räumen hat in den vergangenen Jahren ein wiederentdecktes Interesse in den Sozialwissenschaften erlebt, indem sich von der impliziten Verwendung des Raum-Begriffs distanziert wurde. Während Kritiker*innen aufgrund von Umständen wie der Globalisierung und dem Aufkommen des Internets von abnehmender Relevanz und einem „Ende des Raumes“ sprechen, sehen andere einen „spatial turn“ in den Sozialwissenschaften (Schuster, 2012, S. 642). In diesem wird der produktive Aspekt einer vernetzten globalen Gesellschaft in den Blick genommen, welcher Räume nicht irrelevant werden lässt, sondern zusätzliche Räume eröffnet. Räume wurden im Laufe der Zeit über sämtliche Bereiche der Gesellschaft diversifiziert und existieren synchron nebeneinander. Völlig verschiedene miteinander verflochtene Räume haben dadurch das „räumliche Prinzip des Neben einander“ in das Konzept des Raumes selbst integriert, weshalb Räume anstatt im Singular nur mehr im Plural gedacht werden sollten (Ruhne, 2011, S. 63; Schroer, 2019, S. 3–5; 9). Diese Räume werden nicht als vorgegeben gedacht, stattdessen werden sie in einem Zusammenspiel von natürlichen Gegebenheiten, der gebauten Umwelt, gesellschaftlichen Regulationen, menschlichen Handlungen sowie kulturellen Prozessen gesellschaftlich konstruiert. Somit

werden Räume nicht als „bloßes physikalisches, sondern als soziales Phänomen verstanden“. In der feministischen Forschung liegt in diesem Kontext der Fokus besonders auf der Wechselwirkung zwischen Geschlechter- und Raumkonstruktionen sowie auf kultureller Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit fokussiert (Becker, 2010, S. 806; Ruhne, 2019, S. 203).

Durch den Schritt hin zu einer Auffassung von Räumen als Konstruktion wird sich von einem „Container-Raumverständnis“ losgesagt, welches den Raum als einen Behälter wahrnimmt, der mit verschiedenen Elementen befüllt werden kann. In diesem Container-Konzept erscheinen Räume als quasi übergeordnete Realität, in welchem körperliche Objekte gedacht werden (Ruhne, 2011, S. 62). Anstatt sich einem solchen absolutistischen Raumverständnis zu verschreiben, ermöglicht der Konstruktivismus laut Doris Wastl-Walter ein Ende des Geodeterminismus:

Mit der Ansicht, dass Raum wie Geschlecht ein soziales Konstrukt ist, das ‚nur‘ eine soziale Ordnungskategorie darstellt, legt die Geographie endgültig jegliche (geo)deterministische Traditionen ab. Damit wäre der Paradigmenwechsel der Geographie von einer auf dem Containerraum basierenden Raumwissenschaft hin zu einer handlungstheoretischen, geschlechtersensiblen Sozialwissenschaft vollzogen. (Wastl-Walter, 2012, S. 33)

Ein sozialkonstruktivistisches Raumkonzept wird demnach als relationales Raummodell verstanden, in dem Räume als soziale Ordnungskategorien aufgefasst werden. Hierdurch wird sich von der übergeordneten Position des Raumes als deterministischer Faktor verabschiedet und die untrennbare Beziehung zwischen Räumen und körperlichen Objekten anerkannt. Gleichzeitig muss sich bewusst gemacht werden, dass die Idee des Container-Raums weiterhin eine „äußerst wirkungsmächtige Illusion mit realen Folgen“ sei, welche sich im bestehenden gesellschaftlichen Diskurs hält (Schroer, 2019, S. 14).

Im Sinne des Raumbegriffs nach Pierre Bourdieu ist Raum sozial konstruiert und markiert. Bourdieu unterteilt Raum in die beiden Unterkategorien des sozialen und physischen Raumes, wobei der physische Raum aufgrund seiner soziale Konstruiertheit immer mit einer Abstraktionsleistung verbunden sei. So würde physischer Raum als soziale Konstruktion und Projektion des sozialen Raumes eine Objektivierung und Naturalisierung dieser vergangenen und gegenwärtigen sozialen Verhältnisse darstellen (Bourdieu, 1991, S. 28–30). Im Gegenüber dazu beschreibt „Bourdieu den ‚sozialen‘ Raum als einen Raum von Positionen (...), die auf

Machtverhältnissen beruhen“ (Ruhne, 2011, S. 74), und mithilfe seiner Kapitaltheorie analysierbar werden. Eine wichtige Rolle spielen „dabei das soziale, ökonomische und kulturelle Kapital der Akteur(inn)en (...) sowie die Normen, die für die jeweiligen Räume ausgehandelt“ werden (Schuster, 2012, S. 643). Den realistischen und gesellschaftlich präsenten Ideen eines physischen Raumes wird durch Bourdieus Ausführungen die bedeutende Unterscheidung zwischen physischem und sozialem Raum sowie der zentrale Aspekt der „Sozialität des Raumes“ entgegengesetzt. Ebenso sind Bourdieus Überlegungen im Kontext von Macht- und Geschlechterverhältnissen interessant, da „sie deutlich auf die *Durchzogenheit des Raumes mit Macht* [Hervorhebung im Original, Anm.] aufmerksam machen“ (Ruhne, 2011, S. 76) und somit sowohl als das Produkt, aber auch als der Produzent machtvoller sozialer Beziehungen erkannt werden können.

Obwohl Räume im Sinne des Konstruktivismus anhand ihrer sozialen Konstruiertheit als grundlegend dynamisch, prozesshaft und wandelbar angenommen werden, darf dies nicht überinterpretiert werden. Räumliche Strukturen erscheinen als Ergebnisse sozialer Konstruktivierungsprozesse in ihrer „materialisierten Form“ als objektiv und werden so von jedem Menschen wahrgenommen. Aufgrund dessen müssen in Analysen der Konstruktion von Räumen auch die Materialisierungs- und Objektivierungsprozesse stets mitgedacht werden (Löw, 1997, S. 458; Ruhne, 2011, S. 78). Diesbezüglich spricht Martina Löw (2009, S. 158) von einer „sozialen (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen“: Räume würden immer angeordnet und „aktiv durch Menschen verknüpft werden“ und somit sei Relationalität eines der zentralen Merkmale von Räumen. Anhand des Einbezugs dieser Handlungsdimension in die Konstitution von Räumen verbindet Löw Handlung und Struktur miteinander. In diesem Kontext unterscheidet Löw zwischen zwei Prozessen, welche die Verbindung dieser beiden verdeutlichen:

Spacing bzw. Platzierungsprozesse beschreiben so das Bauen oder Errichten von Objekten, das Positionieren symbolischer Markierungen und auch das Sich-Platzieren. Sie sind nach Löw immer als soziale Aushandlungsprozesse zu betrachten. Bei den hiervon zu unterscheidenden Prozessen der *Syntheseleistung* werden, wie Löw in Anlehnung an Elias und Läßle ausführt, „über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse [...] Güter und Menschen zu ‚Räumen‘ zusammengefaßt“. (Ruhne, 2011, S. 80)

Demnach positionieren Menschen durch *Spacing* soziale Güter und Menschen in Räumen, um symbolische Markierungen zu setzen und diese allgemein verständlich zu markieren. Dies zeigt sich zum Beispiel im Einsatz von Ortsschildern oder auch Grundstückszäunen. Andererseits

werden anhand von Syntheseleistungen Zusammenschlüsse sozialer Güter und Menschen als ein gemeinschaftliches Element wahrgenommen, erinnert und abstrahiert, um so als eine Art „Baustein“ in die soziale Konstruktion von Räumen miteinbezogen zu werden. Räume können ohne diese Syntheseleistungen nie natürlich auftreten, sie sind von der (Re)Produktion durch Syntheseleistungen abhängig. Denn „das Bauen, Errichten, Platzieren (...) ohne Syntheseleistung, das heißt ohne die gleichzeitige Verknüpfung der umgebenden sozialen Güter und Menschen zu Räumen“ (Löw, 2009, S. 159) ist nicht möglich. Gleichzeitig stehen Spacing und Syntheseleistungen in enger, wechselseitiger Beziehung zueinander.

Für eine Einordnung des öffentlichen Raums der Stadt wird sich, auch aufgrund der thematischen Nähe, an den Ausführungen von Renate Ruhne (2011, S. 88–91) orientiert. Ruhne spricht von einem „wechselseitigen Wirkungsgefüge, in dem sich einerseits soziale Strukturen räumlich ‚materialisieren‘ und aber umgekehrt der materialisierte Raum auch auf soziale Gegebenheiten einwirkt“. Somit wird sich auf den relationalen Charakter zwischen – in Bourdieus Worten – dem physischen und dem sozialen Raum fokussiert und die Materialisierungs- und Objektivierungsprozesse der sozialen Konstruktion von Räumen berücksichtigt. Besonders in Bezug auf den Einfluss vermeintlicher „objektiver“ städtebaulicher Gegebenheiten, welche das (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum beeinflussen, sind diese Effekte stets mitzudenken. Genauer beschreibt Ruhne die Beziehung zwischen der sozialen Konstruktion von (öffentlichen) Räumen und (Un)Sicherheit wie folgt:

Für die Analyse der Problematik der (Un)Sicherheit bedeutet dies zunächst einmal, dass nicht nur das materielle und objektivierte ‚Ergebnis‘ von Konstruktions- und Konstitutionsprozessen in Bezug auf den öffentlichen Raum zu erfassen und zu untersuchen ist, sondern die Prozesse der Konstruktion und Konstitution zu fokussieren sind, in denen Räume als ‚unsichere‘ oder ‚sichere‘ hergestellt werden. In Erweiterung bisheriger Ansätze ist dabei zum einen nach der spezifischen Art und Weise zu fragen, in der der öffentliche Raum bzw. Teile desselben als für das weibliche Geschlecht besonders unsicher konstituiert werden und zum anderen aber auch der Frage nachzugehen, wie gesellschaftliche Strukturen möglicherweise durch räumliche Materialisierungen beeinflusst werden. (Ruhne, 2011, S. 89)

Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit ist es demnach wesentlich, neben den bereits ausgeführten Passagen zu Geschlechterverhältnissen, ebenso die ineinandergreifenden Prozesse der Geschlechter- und Raumkonstruktion zu beleuchten, als auch die dichotome soziale Konstruktion der (Un)Sicherheit nochmals ausführlicher zu erläutern. Während sich die folgenden Kapitel diesen beiden Punkten widmen, werden die Konstruktionsprozesse von

Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit in einem letzten Schritt am Ende dieses Kapitels miteinander in Bezug gesetzt.

3.1.2.1 Vergeschlechtlichung von Raum oder Verräumlichung von Geschlecht?

Die Beziehung der Konstruktionsprozesse von Raum und Geschlecht ist oftmals gezeichnet von einer Richtungsfrage: Im Sinne eines Container-Konzepts wird häufig davon ausgegangen, dass Raum vergeschlechtlicht wird, indem ihn Akteure anhand normativer Handlungen „befüllen“. Die Idee eines a priori existierenden Raumes wird somit weitergetragen und ihm die soziale Konstruiertheit abgesprochen. Laut Wastl-Walter ist dies aber ein Fehlschluss, da wir tatsächlich von einer Verräumlichung von Geschlecht sprechen sollten:

Tatsächlich geht es aber um die Verräumlichung von Geschlecht. (...) In diesem Sinne ist es auch nicht der vergeschlechtlichte Raum, der Handlungsfolgen determiniert, sondern die Akteure selbst verräumen im Zuge des Handelns Geschlecht und ermöglichen bzw. erzwingen damit Handlungsfolgen. Aus diesem Grund ist es vielversprechend, wenn gendersensible geographische Forschung die heterosexuelle Aufladung als räumliche Handlungsfolge versteht und in die Analysen mit einbezieht. Es ist zu prüfen, wie die räumlichen Strukturen zur täglichen (Re)Produktion der Zweigeschlechtlichkeit und zur Aufrechterhaltung der Zwangsheterosexualität beitragen. (Wastl-Walter, 2012, S. 77)

Demnach sind es handelnde Subjekte, welche Räume geschlechterspezifisch (re)produzieren und verändern. Raum und das in ihm stattfindende Handeln sind miteinander verbunden, und dürfen nicht getrennt voneinander gedacht werden, ebenso wie Raum und Geschlecht. Besonders in Bezug auf Geschlecht ist dies zentral, da sich „die Frage [stellt], in welchem räumlichen Kontext welche Gender- bzw. Körperperformanz vorgesehen bzw. zugelassen ist“ (Wastl-Walter, 2012, S. 74). Insbesondere die Konstruktions- und Konstitutionsprozesse der beiden Dichotomien Männlichkeit/Weiblichkeit und Öffentlichkeit/Privatheit sind diesbezüglich stets mitzudenken, da sie als wechselseitig miteinander verknüpft zu begreifen sind (Ruhne, 2011, S. 141–142). Sowohl Ruhne (2016, S. 5–7) als auch Wastl-Walter (2012, S. 128) sehen in Bezug auf die bestehenden Geschlechterverhältnisse eine Etablierte-Außenseiter-Segregation, welche sich räumlich entlang der Dichotomie Öffentlichkeit/Privatheit bildet. Während der Genus-Gruppe der Männer seit dem Aufkommen der beiden Sphären sowohl die Öffentlichkeit als auch die Privatheit offenstehen würden, ergibt die Abschottung des Privatraums einen Ausschluss von Frauen von außerhäuslichen, öffentlichen Räumen. Eng verknüpft mit der Zweigeschlechtlichkeit sei der Ausschluss von Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit heute strukturbildend. Die bestehenden miteinander verknüpften und

wechselseitigen Macht-, Geschlechter- und Raumverhältnisse sind an diesem Umstand besonders treffend ersichtlich.

Wie bereits in Kapitel 3.1.1 *Geschlecht* ausgeführt, werden laut Butlers Theorie der Performativität von Geschlecht Körper sprachlich-diskursiv hergestellt. Über den Körper wird in weiterer Folge unter anderem auch die Geschlechtszugehörigkeit performiert, wobei diese im Bereich des „Sagbaren“ existieren muss, damit sie aus diesem zitiert werden kann. Performanz findet somit durch Körperlichkeit statt. Die Verräumlichung von Geschlecht als Konstruktion von Räumen entsteht durch das Zusammenwirken dieser Körperlichkeit und bestehenden Diskursen. Körper in die Analyse von Raumkonstruktionen miteinzubeziehen ist deshalb „wesentlich, um die Organisation und wechselseitige Konstituiertheit räumlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse verstehen und interpretieren zu können“ (Bauriedl et al., 2000, S. 136). Als Folge spezifischer (Geschlechter-)Performanzen, die über Machtbeziehungen und Subjektpositionen vermittelt werden, entstehen spezifische Räume, in welchen unterschiedliche Handlungen (un)möglich gemacht werden. Dies hat nicht nur Konsequenzen für die Konstruktion von Räumen in Bezug auf Zweigeschlechtlichkeit, sondern bedeutet ebenso, dass auch Heteronormativität räumliche Handlungsfolgen aufweist. Sämtliche dieser räumlichen Handlungsfolgen, ob geschlechtlich, heteronormativ oder andere, „sind ein Zeichen der Macht bzw. eine Strategie der Macht, persistente Raumstrukturen zu schaffen, um entsprechende Machtkonfigurationen zwischen dem Selbst und dem Andere zu erhalten“ (Wastl-Walter, 2012, S. 76–77).

Die „Heterosexualisierung physischer sowie sozialer Räume“, wie Ruth Becker (2010, S. 813) es benennt, hat für den öffentlichen Raum der Stadt einige Implikationen. Laut Schuster (2012, S. 647) ist der öffentliche Raum der Straße – im Sinn von offenen Straßen, Plätzen und anderen öffentlichen Orten – nicht einfach ein neutraler, „asexueller“ Raum. Durch das permanente Zur-Schau-Stellen von „heterosexuelle[n] Begehrens- bzw. heterosexuelle[n] Paarnormen und Lebensentwürfe[n]“ wird das, was als „normale“ und „angemessene“ (Geschlechter-)Performanz in diesen Räumen gilt, performativ hergestellt und reproduziert. Würden Menschen sich außerhalb dieser „angemessenen“ Verhaltensweisen darstellen, würden sie eine Art „Policing“ durch andere erfahren. Gewalt gegen queere Menschen oder Personen, welche ihre Geschlechterperformanz außerhalb geschlechtlicher und heteronormativer Raumnormen und -ordnungen darstellen, kann diesbezüglich als „Praktiken der Transgression“ dieser verstanden werden (Klapeer & Schönpflug, 2020, S. 83; Namaste, 2006). Ähnlich verhält

es sich mit „abweichenden Körpern“ (sichtbar kranke oder behinderte Körper), die als das konstruierte „mindere“ Gegenstück zur „normalen“ Körpern Tabuisierung und Ausgrenzung erfahren (Bauriedl et al., 2000, S. 134).

3.1.3 (Un)Sicherheit

Die Dichotomie der (Un)Sicherheit ist neben Geschlecht und Räumen die dritte grundlegende soziale Konstruktion in dieser Arbeit. (Un)Sicherheit wird in der gesellschaftlichen verbreiteten Auffassung oft als Reaktion auf objektive Gefahren-Szenarios wahrgenommen. Gleichzeitig ist sie besonders in Verbindung mit Geschlecht und (öffentlichem) Raum als viel komplexer anzusehen. (Un)Sicherheit steht in direktem Bezug zu gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen, welche ihre Wahrnehmung und Ausprägung bestimmen. Wie alle sozialen Konstruktionen ist auch (Un)Sicherheit historisch zu verorten und als dynamisches und veränderliches Konzept aufzufassen. Als eine solche Konstruktion ist sie „in ihren sozialen Implikationen, das heißt in ihren gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen ebenso wie in ihren Wirkweisen zu analysieren“ (Ruhne, 2011, S. 41). Neben der Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver (Un)Sicherheit (wie bereits in Kapitel 2.4 *Zentrale Begriffe & Definitionen* ausgeführt) sollte demnach der genaue Konstruktionsprozess sowie der aktuell im gesellschaftlichen Diskurs bestehende (Un)Sicherheits-Begriff näher erläutert werden.

Die Herstellung von Sicherheit und Unsicherheit als aufeinander referierende Konstruktionen sind Ergebnis komplexer sozialer Prozesse, die subjektive und objektive (Un)Sicherheit zu einem einzelnen als objektiv wahrgenommenen Faktor miteinander verbinden. Im gängigen gesellschaftlichen Diskurs wird somit selten über die eigentliche Wahrnehmung des einen oder anderen Konzepts von (Un)Sicherheit gesprochen, vielmehr sei von *einem* (Un)Sicherheitsgefühl die Rede. Die Wahrnehmung ist demnach ein zentraler Aspekt, wenn das (Un)Sicherheitsgefühl näher betrachtet werden soll:

Ebenso wie sich ein ‚subjektives Sicherheitsgefühl‘ stets vor dem Hintergrund der *Wahrnehmung* [Hervorhebungen im Original, Anm.] einer Abwesenheit von Gefahren einstellt, muss für die hier gegebene Problematik der (Un)Sicherheit in öffentlichen Räumen davon ausgegangen werden, dass auch ein ‚subjektives *Unsicherheitsgefühl*‘ sich nicht nur vor dem Hintergrund einer tatsächlichen Gefahr einstellt bzw. einstellen kann, sondern immer vor dem Hintergrund der *Wahrnehmung* einer Gefahr betrachtet werden muss. Bei der *Wahrnehmung* von Gefahren kann es aber hinsichtlich des ‚Kriteriums der richtigen Erkenntnis‘ zu mehr oder weniger starken Diskrepanzen kommen. Dies zeigt sich in Bezug auf das Phänomen geschlechtsspezifischer (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum sehr deutlich, wo sogar festzustellen ist, dass

subjektive (Un) Sicherheitsgefühle und Gefahrenlagen in einem paradoxen Zusammenhang stehen. (Ruhne, 2011, S. 43–44)

Was Ruhne (2011, S. 44) hier darlegt, beschreibt die Beziehung zwischen den individuellen (Un)Sicherheitsgefühlen sowie der persönlichen Wahrnehmung diesbezüglich. (Un)Sicherheitsgefühle im öffentlichen Raum werden demnach nicht zwangsläufig von einer vermeintlichen (Abwesenheit von) Gefahr ausgelöst, vielmehr ist es die Wahrnehmung einer solchen. Ob diese demnach als eine solche richtig erkannt wird, kann stark variieren, und ist zurückzuführen auf individuelle Wahrnehmungs- und Interpretationsprozesse. Das (Un)Sicherheitsgefühl kann in dieser Auffassung als individuelle Haltung oder Handlungsdisposition verstanden werden. Besonders in Bezug auf die geschlechterspezifische (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum lassen sich diese Diskrepanzen in der Feststellung des eigenen (Un)Sicherheitsgefühl deutlich aufzeigen. Ein subjektives (Un)Sicherheitsgefühl wird in sozialen Prozessen konstruiert, welche nicht zwingend etwas mit objektiven (Un)Sicherheitsfaktoren zu tun haben müssen (Rolfes, 2015, S. 16; Rölle & Flade, 2004, S. 775). Dies lässt sich besonders am Beispiel des erhöhten Unsicherheitsgefühls von Frauen im öffentlichen Raum erkennen, welches sich nicht in statistischen Erhebungen objektiver Unsicherheitsfaktoren widerspiegelt (Wastl-Walter, 2012, S. 134). Eher ist es ein Rückgriff auf das vermeintlich objektive und zuverlässig Wissen darüber, dass Frauen im öffentlichen Raum stärker gefährdet seien als Männer (Ruhne, 2011, S. 46). Denn „Sicherheit im öffentlichen Raum ist gerade für Frauen von besonderer Wichtigkeit, weil die Gefahr, ‚angemacht‘, sexuell belästigt oder vergewaltigt zu werden, ein frauenspezifisches Problem darstellt“ (Rölle & Flade, 2004, S. 777).

Neben den gesellschaftlichen Zuschreibungen von Gefahren ist es die individuelle (Geschlechts)Identität, welche das (Un)Sicherheitsgefühl ebenso beeinflusst. Die „Vulnerabilitätshypothese“ beschreibt, dass bestimmte Identitätsgruppen innerhalb der Gesellschaft als gefährdet wahrgenommen werden und dies einen direkten Einfluss auf das (Un)Sicherheitsgefühl der Mitglieder dieser Gruppe habe. Das eigene (Un)Sicherheitsgefühl werde mit der Zugehörigkeit zu jener Gruppe als sicher oder unsicher assoziiert. (Un)Sicherheit ist in diesem Kontext eine direkte Folge gesellschaftlicher Machtbeziehungen und der ungleichen Stellung von einzelnen Gruppen innerhalb der Gesellschaft. Die dabei verspürte Angst erhält die bestehenden Macht- und Geschlechterverhältnisse nicht nur aufrecht, sondern unterstützt sie direkt. So werden innerhalb des Patriarchats gesellschaftliche Normen und

normative Räume durchgesetzt, die Frauen und queere Menschen gefährden und diskriminieren (Rolfes, 2015, S. 18; Ruhne, 2002; Wastl-Walter, 2012, S. 136).

Im Sinne Niklas Luhmanns und seinem Begriff der „Erwartungssicherheit“ bezeichnet Ruhne (2011, S. 46–48) die Idee absoluter Sicherheit als eine Fiktion, welche es nicht gibt und geben kann, da es eine Sicherheit über das „Gegebensein von Werten in der Zukunft“ sei, die niemals erreicht werden kann. Es ist somit nicht zielführend, (Un)Sicherheit vor dem Hintergrund von vermeintlichen Gefahren und dem Erreichen von Sicherheit zu betrachten, sondern eher den Blick auf die sozialen Prozesse zur Herstellung dieser Fiktion zu lenken:

Sicherheit und Unsicherheit stellen sich so als gesellschaftliche Konstruktionen dar, bei denen eine objektive und eindeutige Bestimmung kaum erreichbar ist. Eine solche mangelnde Objektivierbarkeit des ‚Begriffskonstruktes Sicherheit‘ zeigt sich dabei auch in bisherigen Analysen zum Problem der (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum (...). In Studien und Veröffentlichungen zur (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum wird deshalb auch immer wieder betont, dass (Un)Sicherheiten verstärkt in ihrer subjektiven, und das heißt auch fundamental sozialen Definiertheit zu untersuchen sind. (Ruhne, 2011, S. 47)

Diese Unmöglichkeit der eindeutigen Bestimmung von (Un)Sicherheit geht daraus hervor, dass jede Definition von gesellschaftlicher Sicherheit aus einer nicht trennbaren Vermischung subjektiver Erwartungen und Verhaltensmuster mit objektivierbaren Sicherheitsstandards existiert. Definitionen von (Un)Sicherheit sind demnach immer Ergebnisse gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse sowie Ableitungen von kulturellen Orientierungsweisen. Die Fragen nach den Machtverhältnissen, welche diese Definitionen und ihre Entstehungsprozesse prägen, ist von zentraler Bedeutung (Ruhne, 2011, S. 47–48).

3.2 Zusammenfassung & theoretische Implikationen geschlechterspezifischer (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der urbanen Stadt

Das Wirkungsgefüge zwischen Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit als soziale Konstruktionen stellt den theoretischen Schauplatz der Thematik rund um das männliche (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum dar. Wie in diesem vorhergehenden Kapitel beschrieben, beeinflussen sich die drei sozialen Konstruktionen wechselseitig und es sind die Prozesse ihrer Herstellungen, die in den Blick genommen werden müssen. Als eine Machtproblematik ist das Phänomen der (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der urbanen Stadt tief mit den Aspekten der Geschlechterverhältnisse verbunden und zeigt sich in den diversesten Facetten, wie in den Konstruktionsprozessen der Verräumlichung von Geschlecht

oder der dichotomen Beziehungen von Öffentlichkeit/Privatheit, Männlichkeit/Weiblichkeit und (Un)Sicherheit. Zur Beantwortung räumlich-geschlechtlicher Fragestellungen müssen diese Geschlechter- und Raumverhältnisse deshalb als „dynamische, prozesshafte und relational miteinander verknüpfte Macht(beziehungs)gefüge“ (Ruhne, 2011, S. 206) betrachtet werden, welche das (Un)Sicherheitserleben beeinflussen.

Der öffentliche Raum der urbanen Stadt, als ein Zusammenschluss diversifizierter, naturalisierter und objektivierter Räume, ist tief mit bestehenden Geschlechterverhältnissen verwoben. Anhand von Handlungen und Geschlechter-Performanzen, werden diese Räume und ihre zugehörigen Normen – so auch Heteronormativität – ständig (re)produziert. Diese anhand der bestehenden Geschlechter- und Machtverhältnisse entstandenen Normen, verknüpft mit den Raumverhältnissen des öffentlichen Raums der Stadt, produzieren das Phänomen der geschlechts- und raumspezifischen (Un)Sicherheiten. Die Wahrnehmung der eigenen (Un)Sicherheit gebunden an Identitätskategorien und die damit einhergehende Einschätzung der eigenen Vulnerabilität sind Konsequenzen dieses Wirkungsgefüges. Für Frauen bedeutet dies, dass auch weiterhin eine Ausgrenzung aus dem männlich konnotierten öffentlichen Raum aufgrund der Wahrnehmung als unsicher stattfinden, und dies „damit auch zur Umsetzung eines konstitutiven Elements der Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit wie auch des Zweigeschlechterverhältnisses beiträgt“ (Ruhne, 2011, S. 208). Somit ist geschlechterspezifische (Un)Sicherheit nicht nur als Produkt bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse anzuerkennen, sondern ebenso als Produzent dieser Verhältnisse.

Unter Berücksichtigung der sozialen Organisation von Männlichkeiten ist es wesentlich, unterschiedliche Formen von Männlichkeiten miteinzubeziehen, denn für eine Untersuchung von männlichen Angst- und (Un)Sicherheitsgefühlen ist der Einbezug von Geschlechtervielfalt von zentraler Bedeutung. Der Bezug zwischen der Wahrnehmung des (Un)Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum und dynamischer Männlichkeitskonstruktionen, wie jener der hegemonialen Männlichkeit, stellt eine zentrale theoretische Annahme dar, anhand welcher der vielschichtige Gegenstand der männlichen (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum erfassbar gemacht werden kann. Das „komplexe Verwobensein von Prozessen der ‚Herstellung‘ räumlich-geschlechtlicher (Un)Sicherheiten mit den Prozessen der wechselseitigen ‚Herstellung‘ spezifischer Ausprägungen von Raum und Geschlecht“ (Ruhne, 2011, S. 209) in Kombination mit einer breiten Auffassung von Männlichkeitskonzepten, ermöglichen das

Phänomen queerer und nicht-queerer männlicher (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt Wien begreifbar zu machen.

4 Methodologie & Methodik

Dieses Kapitel widmet sich der Methodologie und der Methodik dieser Arbeit. Beschrieben werden somit sämtliche Schritte und Überlegungen rund um den theoretischen Begründungsrahmen der methodischen Vorgehensweise als auch der zum Erkenntnisgewinn angewendeten Methoden. Zu Beginn wird sich der eigenen Positionierung als Forschender im Forschungsprozess gewidmet und Machtverhältnisse in Bezug auf Geschlecht, Klasse und andere Kategorien reflektiert. In den darauffolgenden Unterkapiteln werden wissenschaftstheoretischen Gedanken zum methodischen Vorgehen, die Methodenwahl sowie die wichtigsten Aspekte der ausgewählten Methoden besprochen. Das abschließende Unterkapitel befasst sich mit den tatsächlich durchgeführten Arbeitsschritten des Forschungsprozesses, dem Sampling der Untersuchungsgruppen sowie zentralen Faktoren, welche während der Untersuchung zu beachten waren.

4.1 Als Mann über Männer forschen

Die Position von Forschenden innerhalb des Forschungsprozesses wird in feministischer Tradition regelmäßig kritisch betrachtet. Vermeintliche Objektivität, welche es beispielsweise in realistischen Denkschulen zu erreichen gilt, wird in feministischer Epistemologie neu bewertet und die wirkungsvolle Rolle der*des Forschenden in den Blick genommen. Im Sinne des „situierten Wissens“, wie Haraway (1995, S. 80) es bezeichnet, werde auch ich kurz auf meine Positionierung eingehen, welche mein wissenschaftliches Denken und Handeln prägt: Ich forsche aus der Sicht eines weißen, queeren, cisgender Mannes der Mittelklasse, welcher sein Leben lang in westlich-europäischer Kultur sozialisiert wurde. In meinem wissenschaftlichen Wirken als Forschender bilden somit privilegierte und marginalisierte Standpunkte eine „partielle Perspektive“ (Haraway, 1995, S. 82). Während mein Weißsein, meine cisgeschlechtliche Männlichkeit, sowie meine Klassenzugehörigkeit mir strukturell-gesellschaftlich Privilegien schaffen, bestehen weiterhin Diskriminierungserfahrungen aufgrund meiner Zugehörigkeit zur Queer-Community und meiner Identifikation als queer. Besonders in qualitativen Interview-Settings können diese (Selbst-)Zuschreibungen Einfluss auf den Verlauf und die Ergebnisse meiner Forschung haben. Ebenso hat mich mein Selbstverständnis als queerer Mann erst gegenüber individuellen männlichen Erfahrungen sensibilisiert und mir den Forschungsgegenstand aus spezieller Sichtweise eröffnet.

Ausdrücklich meine eigene cis-geschlechtliche Männlichkeit ist in meinem Arbeitsprozess als Gesichtspunkt zu thematisieren, da sowohl positive als auch negative Effekte auf den Feldzugang, die Datenerhebung und -interpretation, oder das Antwortverhalten der Befragten nicht ausgeschlossen werden können. Geschlecht wird zusammen mit *Race* und Alter häufig als möglicher Verzerrungsfaktor beschrieben, da Befragte neben den ihnen gestellten Fragen auch auf zugeschriebene soziale Rollen reagieren. So kann bereits alleine der „Zugang zum Feld (...) unmittelbar ‚spürbar‘ an die ‚richtige‘ Geschlechterzugehörigkeit gebunden“ sein (Behnke-Vonier & Meuser, 1999, S. 77). Besonders, wenn der Forschungsgegenstand einen direkten Bezug zu geschlechtsspezifischen Rollen und Verhaltensweisen hat, weist das Geschlecht des*der Forschenden oftmals einen Einfluss auf die Antworten von Befragten auf (Reinecke, 1991, S. 119). Diese Beeinflussung kann sich unterschiedlich ausprägen: Manche Untersuchungen heben hervor, dass von männlichen Forschern befragte Männer ihrem Gegenüber aufgrund ihrer übereinstimmenden geschlechtlichen Identität als Mann teilweise erhöhtes Vertrauen entgegenbringen. Die Gesprächssituation werde als homosozialer Ort einer Männergemeinschaft interpretiert, welcher authentisches Handeln ermögliche und zu ausgiebigeren Antworten führe. Andererseits würden Männer mit weiblichen Interviewerinnen eher emotional aufgeladene Themen aufgrund der Assoziation von Weiblichkeit mit Fürsorge besprechen (Behnke-Vonier & Meuser, 1999, S. 80–83; Goldman et al., 2022, S. 18). Welche Effekte sich zeigen, wenn Männer über Männer forschen, wie es hier der Fall ist, kann somit vorab nicht eindeutig vorhergesehen werden. Gleichzeitig muss in jedem Interview davon ausgegangen werden, dass die Geschlechtsidentität der Gesprächspartner*innen eine Rolle spielen kann. Die Rolle des Geschlechts meiner Interviewpartner und mir, als auch der Einfluss anderer Faktoren, wird somit in der Auswertung der Interviews miteinbezogen und thematisiert.

4.2 Methodenwahl & Empirisches Vorgehen

Um die männliche (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum von Wien zu untersuchen, sind verschiedenste methodische Herangehensweisen möglich, um den Forschungsgegenstand zu erschließen. Anfangs ist festzuhalten, dass aufgrund der formulierten Forschungsfragen und der Thematik rund um persönliche Erfahrungen und Wahrnehmungen von Personen, ein qualitatives Vorgehen von Beginn des Forschungsprozesses an präferiert wurde. Qualitative Methoden erlauben es, die soziale Wirklichkeit von Subjekten zu erfassen, indem sie Perspektiven, Sinngebungen und Relevanzstrukturen rekonstruieren. Besonders in den Gender Studies ermöglicht die qualitative Sozialforschung unerforschte Lebenszusammenhänge zu verstehen, und deren Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten, sowie Komplexität und

Kontextgebundenheit zu begreifen (Behnke-Vonier & Meuser, 1999, S. 14; Helfferich, 2022, S. 879–880). In einem Feld, welches sich einem tieferen Verständnis eines Forschungsgegenstands anstelle einer breiten Sichtweise verschreibt, wie es in den quantitativen Methoden der Fall ist, bieten qualitative Methoden eine Vielfalt an Möglichkeiten (Boddy, 2016, S. 430). So auch im Rahmen der Männlichkeits- und subjektiven (Un)Sicherheitsforschung.

Zu Beginn des Forschungsprozesses werden zwei einschlägige Entscheidungen in Bezug auf das methodische Vorgehen getroffen: Erstens wird sich für Leitfadeninterviews als empirische Methode entschieden, da diese die bewährtesten Voraussetzungen bieten, um sowohl inhaltlich als auch umfänglich ausreichend gehaltvolles Material zur Analyse zu generieren. Im Gegensatz zu narrativen Interviews erlauben Leitfadeninterviews der*dem Forschenden Kontrolle über den Verlauf des Gesprächs anhand eines Leitfadens, welcher vorab definiert wird. Dieser Leitfaden kann auf verschiedenste Art angelegt sein, von klar vorformulierten über optionale Fragen, bis hin zu einfachen groben Themenblöcken. Er dient dem Zweck, maximale Offenheit einzugrenzen und den Gesprächsverlauf zum Zweck des Forschungsinteresses und der Forschungspragmatik einzuschränken. Leitfäden werden somit so offen wie möglich, aber so strukturiert wie nötig erstellt (Helfferich, 2022, S. 875–876). Dies eignet sich speziell für Interviewsituationen, welche sich mit äußerst spezifischen Themen auseinandersetzen, wie etwa dem (Un)Sicherheitsgefühl von Männern in Wien. Da der Diskurs um den öffentlichen Raum aus einer Vielzahl von Teildiskursen besteht, ermöglicht ein Leitfadeninterview persönliche Erfahrungen der Befragten gezielter zu hinterfragen und allenfalls nicht relevante Ausschweifungen bzw. thematische Abweichungen zu vermeiden.

Zweitens wird vorab vermutet, dass der persönliche emotionale Kontext von (Un)Sicherheitserfahrungen für die Teilnehmenden möglicherweise eine Hürde im Gespräch darstellen könnte. Wie bereits zu Beginn dieser Arbeit im Rahmen des Kapitels *2.1 Das männliche (Un)Sicherheitsgefühl als Forschungslücke* thematisiert, hat die Geschlechteridentität von Befragten einen Einfluss auf das Reporting von Unsicherheit- und Angstgefühlen. Speziell männliche Personen würden aufgrund von Geschlechternormen das eigene Unsicherheitsgefühl unterdrücken und ihr tatsächliches emotionales Erleben nicht vollständig mitteilen (Choi & Merlo, 2021; Van Eijk, 2017). In Bezug auf das angestrebte Vorhaben bedeutet dies, dass herrschende Geschlechternormen direkten Einfluss auf den

Prozess der Materialgenerierung haben. Dieser Umstand ist sowohl im Erstellen des Leitfadens bzw. des Fragenkatalogs als auch in der tatsächlichen Interviewsituation zu berücksichtigen.

Anhand der beschriebenen Vorüberlegungen wird die zunächst angestrebte Methode des Leitfadeninterviews um eine weitere Methode erweitert: In Kombination mit einem Emotionalen Mapping soll zusätzlich zu dem textlichen Material der Interviews auch visuelles produziert werden. Ursprünglich ein Vorgehen aus den Disziplinen der Geographie und (Stadt-)Planung (McGrath et al., 2020, S. 75) ermöglicht ein Emotionales Mapping Befragten ihre persönlichen Erfahrungen in Vorbereitung auf das eigentliche Interview vorab festzuhalten. Innerhalb eines festgelegten Zeitraums und Gebiets können Teilnehmende ihre Erfahrungen in bestimmten Situationen visualisieren und aufbereiten. Die dabei entstehenden „emotionalen Karten“ dienen insofern zwei Zwecken, da sie die Hemmungen von Befragten in Bezug auf das Sprechen über Angst und Unsicherheit lösen sollen, aber auch die dabei generierten emotionalen Karten selbst Analysegegenstand innerhalb der Forschung werden (McGrath et al., 2020, S. 87; Pánek, 2018, S. 17–19). Die Kombination der beiden Methoden bedeutet für die Befragten einen erheblich höheren Aufwand, als wenn sie „nur“ an einem Interview teilnehmen würden. Gleichzeitig schaffen die emotionalen Karten bereits vorab generiertes und festgehaltenes Wissen, auf welches in der Interviewsituation zurückgegriffen werden kann. Wie genau die beiden Methoden gestaltet wurden und welche spezifischen Eigenschaften sie aufweisen, wird in den kommenden zwei Unterkapiteln beschrieben.

4.2.1 Emotionen zugänglich machen: Emotionales Mapping als visuelle Methode zur Operationalisierung von (Un)Sicherheit

Kunstbasierte Forschungsmethoden, wie Emotionales Mapping, Zeichnen oder auch Fotografieren, übergeben die Kontrolle über den Prozess der Materialgenerierung den untersuchten Subjekten. Sie brechen mit einem positivistischen Verständnis von objektiven generierten Daten und eröffnen die Möglichkeiten subjektiver Ergebnisse für den Wissensgewinn (Goldman et al., 2022, S. 17). Gleichzeitig sind kunstbasierte Methoden direkt an den Kontext, in welchem sie angewendet werden, sowie an die Fähigkeiten, das Wissen und die Möglichkeiten der Teilnehmenden gebunden. Emotionale oder symbolische Aspekte der Erfahrungen von Individuen können so eher mithilfe von kunstbasierten als anderen gängigen Methoden erschlossen werden (Van Der Vaart et al., 2018, S. 2). Darüber hinaus bieten kunstbasierte Forschungsmethoden Teilnehmenden einen sicheren Raum sich auszudrücken und fördern den Dialog, insbesondere über sensible oder schwer zu verbalisierende Themen,

wie Gemeinschaft, Identität oder Emotionen (Askins & Pain, 2011; CohenMiller, 2018). Aus diesen Gründen hat das Emotionale Mapping als kunstbasierte Methode Einzug in diverse Disziplinen gehalten: Während beispielsweise Geographie und Stadtplanung anhand emotionaler Karten das städtebauliche Umfeld und dessen Einfluss auf Individuen untersuchen (Nold, 2009; Weinreb & Rofè, 2013), beschäftigen sich etwa Psychologie und Psychotherapie mithilfe von Emotionalen Mappings mit zwischenmenschlichen Emotionen und (familiären) Beziehungen (Gabb, 2009; Gabb & Singh, 2015). Für ein solch komplexes Thema, wie jenes der männlichen subjektiven (Un)Sicherheit, kann dank der interdisziplinären Anwendung auf einen breiten Wissensstand in Bezug auf Emotionales Mapping zurückgegriffen werden. Es ermöglicht einen differenzierten Blick auf identitätsspezifische Erfahrungen, ohne Befragte womöglich durch das direkte Erfragen von sensiblen Sachverhalten einzuschüchtern oder zu überfordern. Als kunstbasierte Methode kann das Emotionale Mapping somit „dazu dienen, Machtungleichgewichte zwischen der*dem Forschenden und den Beforschten zu überwinden, indem die Forschung *mit* den Teilnehmenden und nicht *an* ihnen durchgeführt wird“ (Van Der Vaart et al., 2018, S. 3, Übersetzung aus dem Englischen durch den Autor, Anm.). Die geschaffenen emotionalen Karten materialisieren, wie jegliche andere Arten von Karten auch, ein subjektives Bild der Welt aus einer spezifischen Perspektive (McGrath et al., 2020, S. 78).

Emotionales Mapping ist an die Methode des Mental Mapping angelehnt, welche Raumaneignung und individuelles Erleben visualisiert. Das Charakteristische des Emotionalen Mappings zeigt sich anhand der Emotionen, welche im Mittelpunkt stehen: Interviewte verbildlichen, welche Emotionen sie mit bestimmten Orten verknüpfen und markieren diese mit Farben, Zeichnungen oder anderen visuellen Mitteln. Emotionen werden in diesem Zusammenhang als soziale Konstruktionen verstanden, welche Teilnehmende aufgrund ihrer gesellschaftlichen Positionen und der bestehenden Machtverhältnisse wahrnehmen und ausdrücken (L. Klaus et al., 2022, S. 40). Im Sinne Sara Ahmeds existieren keine kontextunabhängigen Emotionen, sie sind immer in der Relation zwischen zwei Entitäten zu verorten. Denn „[w]ie und was gefühlt wird, ist sowohl körperlich und materiell, als auch historisch und kognitiv bedingt“ (Ural, 2022, S. 33–34). Emotionen in Bezug auf spezifische Räume und Orte entstehen somit innerhalb der Wahrnehmung dieser durch Subjekte – auch im urbanen-städtebaulichen Kontext (Pánek, 2018, S. 19). Mit Hilfe von emotionalen Karten können diese komplexen Beziehungen zwischen Emotionen und Raum sowie die Art und Weise, wie Individuen diesen Raum erleben, besser dokumentiert und verstanden werden (Goldman et al., 2022, S. 17).

Welche Emotionen im Zuge des Emotionalen Mappings erfasst werden sollen, ist abhängig vom jeweiligen Untersuchungsgegenstand. Um Teilnehmende auf die selbstständige Generierung von Material vorzubereiten, erhalten sie neben einem ersten Briefing in den meisten Fällen eine Sammlung an Emotionen, welche sie zur Erstellung der emotionalen Karte heranziehen können. Dies dient der Vergleichbarkeit des Materials, der Operationalisierung des Untersuchungsgegenstands und als Orientierung bzw. Hilfestellung für die Befragten. Je nach Forschungsinteresse werden die zu verwendeten Emotionen somit möglicherweise eingegrenzt. Ebenso wird die Kodierung anhand von Farben sowohl von Befragten als auch von Forschenden als äußerst nützlich wahrgenommen, da diese eine bessere Orientierung innerhalb der Darstellungen ermöglicht (Gabb, 2009, S. 39; Gabb & Singh, 2015, S. 187).

Anhand des emotionalen Erlebens sollen nicht nur aktuelle, sondern auch vergangene Erfahrungen mitgeteilt werden. Anekdotisches Notieren in der Gestaltung der emotionalen Karten und in Folge Erzählen während des Leitfadeninterviews wird somit bereits im Vorgespräch aktiv befürwortet. Je nach Interviewsituation und Forschungsgegenstand werden die emotionalen Karten vor oder während dem Interview von den Teilnehmenden angefertigt. Ebenso können zuvor entwickelte Karten während des Interviews durch die Teilnehmenden erweitert und präzisiert werden (McGrath et al., 2020, S. 85–87). Hervorzuheben ist der emanzipatorische Effekt der Methode: Die Datenerstellung durch die Befragten kann Gefühle der Eigenverantwortung und Teilhabe am wissenschaftlichen Prozess auslösen und soll somit eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand befürworten (Gabb, 2009, S. 40; McGrath et al., 2020, S. 93; Pánek, 2018, S. 19). Die Möglichkeit, Teilnehmende ihre emotionalen Karten im Rahmen des Leitfadeninterviews selbst erklären zu lassen, unterstreicht diesen Effekt nochmals. Ebenso können positive Effekte auf unterschiedliche befragte Gruppen festgestellt werden: So würden befragte Männer einen handlungsorientierten Ansatz gegenüber einer einfachen Verbalisierung ihrer Emotionen präferieren, wodurch aufschlussreichere Ergebnisse erzielt werden könnten (Goldman et al., 2022, S. 18). Ähnliches kann auch in Bezug auf marginalisierte Gruppen festgestellt werden: Indem ihre Lebensrealitäten anhand des Kartierens besser sichtbar gemacht werden können, kann eine kritische Perspektive auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse ermöglicht werden (L. Klaus et al., 2022, S. 38–39). Sowohl der bessere Einbezug von männlichen Teilnehmenden als auch von marginalisierten Personen, ist für den Forschungsprozess von großem Wert.

4.2.2 Über Emotionen sprechen: Leitfadeninterview & Fragenkatalog

Wie bereits mehrfach erwähnt, wird in Kombination mit einem Emotionalen Mapping in der Regel eine Form eines Interviews geführt (siehe beispielsweise Gabb, 2009; Gabb & Singh, 2015; Goldman et al., 2022; L. Klaus et al., 2022). Dieses Interview ermöglicht den Teilnehmenden, ihre emotionalen Karten tiefergehend zu erklären und aktuelle sowie vergangene Anekdoten über ihre Erfahrungen zu berichten. Forschenden gewährt dies einen tieferen und differenzierteren Einblick in das emotionale Erleben der Befragten (Goldman et al., 2022, S. 17). Welche Art des Interviews gewählt wird, ist je nach Interesse der Forschenden, Art der Untersuchung sowie Stichprobengröße zu begründen. Die geeignete Form der Erhebung zu wählen hat einen starken Einfluss darauf, ob eine Erhebung kompetent und gegenstandsadäquat durchgeführt und somit Material generiert wird, welches sinnvoll ausgewertet werden kann. Auch ist die Zusammensetzung der Untersuchungsgruppe relevant, wenn es mögliche einsetzbare Methoden betrifft. Der Einsatz einer passenden Interviewform ist demnach anhand diverser einschlägiger Faktoren vor Beginn der Erhebungsphase gut zu überlegen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 8–9; 78).

Für ein Leitfadeninterview ist es „kennzeichnend (...), dass ein Leitfaden mit offen formulierten Fragen dem Interview zu Grunde liegt“ (Mayer, 2013, S. 37), auf welche Befragte frei antworten können. Durch den konsequenten Einsatz eines Leitfadens werden die Daten anhand des Interviewprozesses strukturiert und die Vergleichbarkeit des gewonnenen Materials kann erhöht werden. Auch stellt ein Leitfaden eine Art Orientierung für den*die Interviewer*in dar, um nicht wesentliche Aspekte des Forschungsgegenstands zu übersehen, und signalisiert den Befragten eine Vertrautheit der Forschenden mit dem Forschungsgegenstand (Mayer, 2013, S. 37–38). Gestellte Fragen appellieren und fördern im optimalen Fall Erzählungen und Anekdoten der Befragten, welche, in der Methoden-Kombination mit dem Emotionalen Mapping, auf ihre emotionalen Karten referieren (L. Klaus et al., 2022, S. 40). Gleichzeitig muss bedacht werden, dass ein Leitfadeninterview (im Gegensatz zu einem narrativen Interview) den Leitfaden als „Ordnungsmuster“ über die Erzählpräferenzen der interviewten Personen stellt. Eine zu starre Ausrichtung anhand des Leitfadens kann somit der Materialgenerierung im Sinne der Beantwortung der Forschungsfrage schaden. Eine Nachjustierung des Fragenkatalogs in Bezug auf die bestmögliche Gesprächssituation für die Befragten muss demnach stets möglich bleiben (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 126).

Der dem Leitfadeninterview zugrunde liegende Leitfaden kann unterschiedlich gestaltet werden: So kann ein Leitfaden zum einen im „Frage-Antwort-Schema“ aus vorgegebenen offenen Fragen bestehen, welche in fester Reihenfolge gestellt werden. Genauso ist es möglich, den Leitfaden aus mehreren „Erzählaufforderungen“ („Erzählaufforderung-Erzählung-Schema“) aufzubauen, welche nicht zwangsläufig einer Reihenfolge zu folgen haben. Oder beide Arten von Fragen können innerhalb eines Leitfadens kombiniert werden. Die Gestaltung des Leitfadens und des Fragenkatalogs richtet sich stets nach dem spezifischen Forschungsinteresse und danach, ob konkrete Informationen oder ein thematischer Überblick generiert werden sollen (Helfferich, 2022, S. 881–882). Wichtig ist, einen Leitfaden systematisch vorzubereiten, Fragen zu gewissen Themenblöcken zu sammeln und nach ihnen zu strukturieren. Ziel ist es, dem Gegenüber eine relativ freie, selbstläufige Darstellung des Sachverhalts zu ermöglichen. Ein flexibler Umgang von Forschenden mit dem Leitfaden ist deshalb immer von zentraler Bedeutung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 129–130).

Vor der Durchführung der Interviews – dem eigentlichen Gespräch – werden die Befragten über die Anonymisierung ihrer Daten im Rahmen des Forschungsprozesses informiert, sie bestätigen dies mit ihrer Unterschrift und die Interviews werden unter Einverständnis der Teilnehmenden mithilfe eines Audiogeräts aufgenommen. Dies unterstützt nicht nur die weitere Analyse, sondern ermöglicht den Forschenden auch, sich vollkommen auf die Gesprächsführung zu fokussieren. Während des Gesprächs kann sich anhand des Leitfadens orientiert und entschieden werden, welche Fragen bereits hinreichend beantwortet wurden und welche Themen in Form von Sondierungsfragen, Kontrollfragen und Verständnisfragen nochmals nachgefragt werden sollten. Für eine folgende Analyse des Materials wird eine Audioaufnahme nach gängigen Transkriptionsregelungen transkribiert. Wichtig ist zu beachten, ob lediglich die inhaltliche Ebene des Gesagten analysiert werden soll, oder ob auch andere Aspekte wie Pausen oder Stimmlagen in die Analyse miteinbezogen werden sollen (Mayer, 2013, S. 46–48).

4.2.3 Schritte der Materialgenerierung & Sampling

Der Aufbau und Zeitplan des Forschungsprozesses haben sich exemplarisch an anderen thematisch und methodisch ähnlichen Studien orientiert (Gabb, 2009; Goldman et al., 2022). Zwischen dem ersten Orientierungstermin (Vorstellung des Forschungsgebiets; Instruktionen zum Emotionalen Mapping) und dem darauffolgenden Interviewtermin wurde ein individueller Zeitraum zwischen sieben und vierzehn Tagen vereinbart, um genügend Zeit zur Ausarbeitung der emotionalen Karten zu ermöglichen. Gleichzeitig sollte der Zeitraum nicht zu weit gewählt

werden, da die aktuellen Erfahrungen der Teilnehmenden so gut wie möglich zugänglich bleiben sollten. Der tatsächliche Zeitraum der Materialgenerierung liegt zwischen Juni und September 2024 und kann in einzelne Phasen unterteilt werden wie folgt:

Zeitplan Materialgenerierung			
Juni 2024	Juli 2024	August 2024	September 2024
Suche nach Teilnehmenden			
Orientierungstermin: Vorstellung des Forschungsvorhabens und Instruktion Emotionales Mapping			
Zwischen 7-14 Tage zur Erstellung der emotionalen Karten durch die Teilnehmenden			
	Interviewtermin: Interview der Teilnehmenden mit Input anhand emotionaler Karten		
		Beginn Auswertung des Materials	

Abbildung 4: Zeitplan der Materialgenerierung zwischen Juni und September 2024 (eigene Darstellung)

Hi,
Im Rahmen meiner Masterarbeit bin ich derzeit auf der Suche nach Männern, die mit mir über ihre emotionalen Erfahrungen im öffentlichen Raum von Wien sprechen wollen. Der Interview-Prozess besteht aus zwei Terminen: Einem 30-minütigen Vorgespräch und dem eigentlichen 30-60min. Interview (ca. 1-2 Wochen nach dem Vorgespräch). Wichtig ist, dass du dich als männlich identifizierst und seit mindestens einem Jahr in Wien wohnst.

Falls du teilnehmen möchtest, würde ich mich sehr freuen! Du erreichst mich über Whatsapp: [+43 699 18411938](https://wa.me/4369918411938)

GaLiGrü,
Matthias

Abbildung 5: Einladung zur Teilnahme an Interviews für Social Media (eigene Darstellung)

Im ersten Schritt wird die Suche nach Teilnehmenden über persönliche Kontakte und Social Media gestartet. Nach Vorbereitung einer schriftlichen Einladung wird diese über verschiedene

Social-Media-Kanäle regelmäßig geteilt und im eigenen sozialen Netzwerk verbreitet. Zu Beginn wird festgelegt, dass die teilnehmenden Personen zur Einhaltung wissenschaftlicher Distanz keine meiner direkten Bekannten sein dürfen. Auch werden im Rahmen der Einladung die Kriterien festgelegt, dass die teilnehmenden Personen sich als Männer identifizieren müssen und seit mindestens einem Jahr in Wien wohnhaft sind. Hierdurch wird sichergestellt, dass die Befragten tatsächlich über genügend Wissen und die Erfahrungen als Mann im öffentlichen Raum von Wien, sowie den grundlegenden Aufbau dieses Raums verfügen. Ebenso wird das Thema mit „emotionale Erfahrungen im öffentlichen Raum von Wien“ (siehe Abbildung 5) umschrieben, da der beschriebene Bias gegenüber den eigenen (Un)Sicherheitserfahrungen vermieden werden soll. Das (Un)Sicherheitsgefühl wird in Vorbereitung auf die Interviews somit implizit erfragt und nicht explizit erwähnt.

In Bezug auf die Art und Weise des Samplings, welches die Charakteristika eines Samples direkt beeinflusst, bestehen grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten. Je nach qualitativer Untersuchung können diverse Formen des Samplings angewendet werden, deren Bedingungen und Voraussetzung unterschiedliche Vor- und Nachteile mit sich bringen. Im Rahmen dieser Arbeit wurde sich für ein „Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 182) entschieden. Wie bereits häufig thematisiert wird das Forschungsinteresse getragen von den Ergebnissen bereits existierender standardisierter Erhebungen (siehe Kapitel 2.1 *Das männliche (Un)Sicherheitsgefühl als Forschungslücke* und 2.2 *(Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt Wien*) sowie einzelnen qualitativen Studien. Schon zu Beginn des Forschungsprozesses war demnach klar, anhand welcher Kriterien (Personen identifizieren sich als Männer; seit mindestens einem Jahr wohnhaft in Wien; ungefähr gleiche Verteilung an queere und nicht-queeren Teilnehmenden) das Sampling durchgeführt werden wird. Es wird demnach „das Wissen über die Verteilung sozialstruktureller und kultureller Merkmale in einer bestimmten Population für die Zusammensetzung des Samples genutzt“ um ein theoriegenerierendes Verfahren zu ermöglichen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 184).

Was die ausreichende Größe eines Samples betrifft, wird in der qualitativen Forschung oftmals diskutiert. Auch unter Einbezug der Möglichkeiten dieser Masterarbeit wurde sich auf ein maximal umfassendes Sample von zehn Personen festgelegt. In diesem Zusammenhang wird sich unter anderem auf die vergleichende Studie von Clive Roland Boddy gestützt, welche den Einfluss diverser Faktoren auf die Sampling-Größe in qualitativen Studien hervorhebt:

Qualitative research often concerns developing a depth of understanding rather than a breadth, particularly when undertaken under a non-positivist paradigm, such as that involving depth psychology or a constructivist approach to research. As such, we must conclude that in these cases a single case study involving a single research participant can be of importance and can generate great insight. This logically means that the smallest acceptable sample size in these types of qualitative research is a sample of one. (Boddy, 2016, S. 430)

Je nach theoretischer Perspektive und den Rahmenbedingungen der Forschung können somit bereits einzelne Fallstudien tiefe Einblicke in ein Forschungsfeld ermöglichen. Besonders im Rahmen nicht-positivistischer Paradigmen schließt Boddy darauf, wie bedeutend schon kleine Stichproben für Forschende sein können. In einer Arbeit, welche sich an einer konstruktivistischen Auffassung von Wissenschaft orientiert, wird somit ein Sample von zehn Teilnehmenden als aufschlussreich verstanden.

Nach der ersten Kontaktaufnahme mit den Teilnehmenden werden individuelle erste Treffen zu einer kurzen Vorstellung des Forschungsvorhabens, einer Instruktion des Emotionalen Mappings und der Klärung weiterer Fragen vereinbart. Hierfür erhalten die Teilnehmenden eine Anleitung zur Aufgabenstellung des Emotionalen Mappings (siehe Anhang *I. Aufgabenstellung Emotionales Mapping*) inklusive einer Darstellung von möglichen auftretenden Emotionen (siehe Abbildung 6) und Beispielen aus anderen Studien (siehe Abbildung 7), welche ein Emotionales Mapping als Methode eingesetzt haben. Die eigene Darstellung des „Emotionen-Rads“ zur Visualisierung beispielhafter Emotionen wurde in Anlehnung an die „Emotionslegende“ der Studie von Luise Klaus et al. (2022) erstellt. Die darin enthaltene Auflistung von Emotionen sind farblich in die fünf Emotionsgruppen Wut (rot), Angst (violett), Ekel (grün), Traurigkeit (blau) und Glück (gelb) kategorisiert, sowie die einzelnen Ausprägungen nach Intensität (Innenkreis – geringste Intensität; Außenkreis – größte Intensität) gereiht. Diese Unterteilung beruht auf den emotionspsychologischen Arbeiten Paul Ekmans (2016), sowie den Darstellungen seiner Website „Atlas of Emotion“ (<http://atlasofemotions.org>), welche von diesen zumindest fünf empirisch belegten Emotionsgruppen spricht. Während des Orientierungsgesprächs ist zu betonen, dass die Emotionen des Emotionen-Rads nur ein Vorschlag zur Verwendung darstellen und auch andere auftretende Emotionen von den Teilnehmenden notiert werden können. Weiters werden die Beispiele anderer Studien dezidiert so gewählt, dass sie nicht dasselbe Thema oder den öffentlichen Raum betreffen. Die Beispiele dienen den Umgang mit der Methode des

Emotionalen Mappings zu veranschaulichen, sollen aber die individuell angefertigten emotionalen Karten der Teilnehmenden nicht beeinflussen.

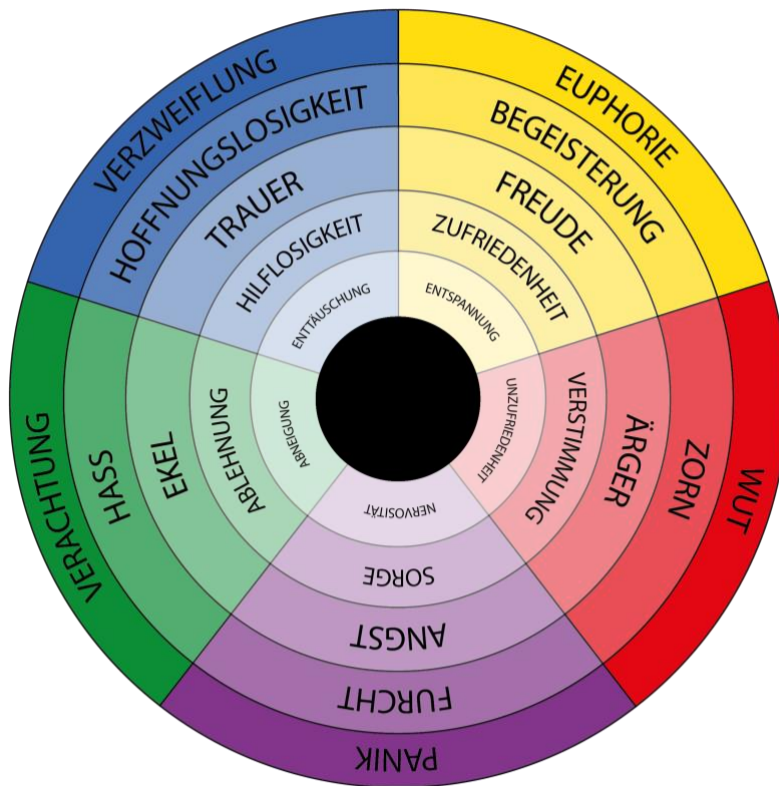


Abbildung 6: Emotionen-Rad zur Veranschaulichung verwendbarer Emotionen im Emotionalen Mapping (eigene Darstellung in Anlehnung an Ekman, 2016; L. Klaus et al., 2022)

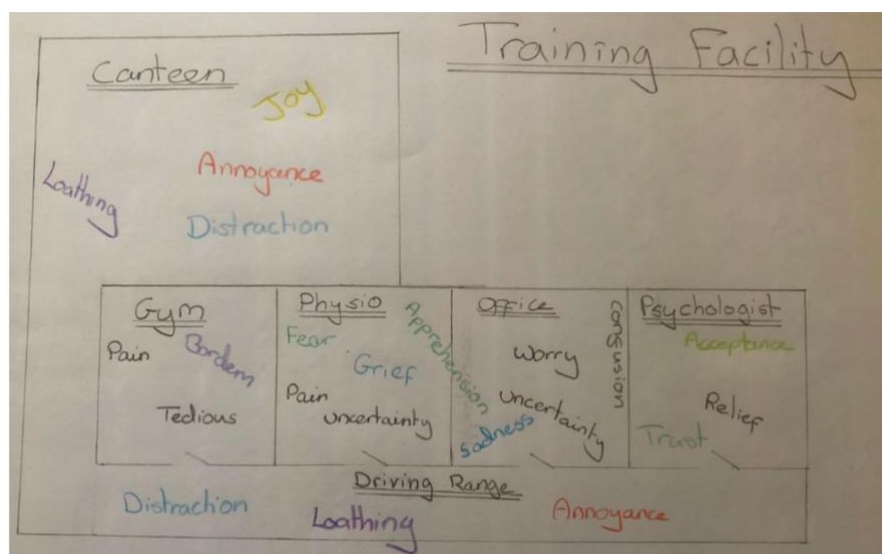


Abbildung 7: Beispiel einer emotionalen Karte einer anderen Studie enthalten in der Aufgabenstellung des Emotionalen Mappings (Goldman et al., 2022, S. 19)

Mit dem Ende des Erstgesprächs füllen die Befragten einen kurzen Fragebogen aus, um für die Thematik relevante Identitätsmerkmale (Alter, aktueller Wohnbezirk, Bildungsgrad, Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung, Identifikation mit der queeren Community) abzufragen, welche in einer Analyse herangezogen werden können (siehe Anhang *II. Fragebogen Identitätsmerkmale Interview-Partner*). Sobald ein Folgetermin für das Leitfadeninterview in einem Zeitraum von sieben bis vierzehn Tagen vereinbart wurde, können die Teilnehmenden mit der Aufgabenstellung des Emotionalen Mappings beginnen. Auch wird den Befragten nahegelegt, dass sie selbst verantwortlich für ihre emotionalen Karten sind und selbst entscheiden, wann diese ausreichend gefüllt sind. Benötigt eine Person länger als den vereinbarten Zeitraum, um eine emotionale Karte anzufertigen, kann eine Verlängerung vereinbart werden.

Der darauffolgende Termin umfasst die Durchführung des Leitfadeninterviews anhand des zuvor festgelegtem Fragenkatalogs (siehe Anhang *IV. Fragenkatalog*). Dieser Fragenkatalog wurde in fünf Themenblöcke (Emotionale Karten, Begegnungen, Orte, Gender-Identität, Sicherheit) unterteilt, welche ein systematisches Vorgehen ermöglichen und für die Beantwortung der Forschungsfragen relevant sind. Diese Themenbereiche wurden gewählt, um die Thematik des (Un)Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum von Wien aufgrund der Sensibilität des Forschungsgegenstands implizit zu erfragen. Besonders, da die Interviewten ihre Erleben in ihren „eigenen Gefühlen“ wiedergeben sollen (in Anlehnung an Eckert, 2019, S. 209). Vor dem Start des eigentlichen Interviews werden die Teilnehmenden über die Verschwiegenheit und Anonymität als Rahmenbedingungen eines Interviewsettings aufgeklärt. Hierzu erhalten alle Personen zu unterzeichnende Einverständnis- sowie Datenschutzerklärungen. Wichtig ist ebenso zu erwähnen, dass die Interviews aufgezeichnet und transkribiert werden. Werden im Gespräch von Seiten der Befragten Inhalte erwähnt, welche auf die Identität von Personen rückschließen lassen, können diese auf Wunsch anonymisiert werden. Auch wird vorab um Einwilligung gebeten, die angefertigten emotionalen Karten im Laufe der Analyse zu verwenden. Haben die Teilnehmenden zu sämtlichen Punkten eingewilligt, wird mit dem Leitfadeninterview begonnen. Ab dem Zeitpunkt des Fertigstellens und der Transkription des ersten Interviews, wird mit der Analyse des Materials begonnen. Zur Transkription werden dafür geeignete Programme als Hilfsmittel verwendet. Die Ergebnisse der Interviews können laufend dazu genutzt werden, um den Fragenkatalog zu präzisieren und gezieltere Fragen stellen zu können.

5 Auswertung

Die Auswertung des generierten Materials in diesem Kapitel gliedert sich in drei Stufen, welche in einem nächsten Schritt diskutiert und interpretiert werden: Erstens ermöglicht die Auswertung der Angaben der Interview-Partner über ihre eigene Person tiefergehende Aussagen über das Sample zu treffen, sowie eine differenziertere Unterscheidung der einzelnen Subjektpositionen in Bezug auf die Beantwortung der Forschungsfragen. Zweitens werden die produzierten Emotionalen Karten betreffend verschiedener Ebenen des Inhalts, beispielsweise textlich und bildlich, ausgewertet. Diese werden mit dem Forschungsgegenstand in Bezug gesetzt. Drittens werden die Transkripte der Interviews hinsichtlich der enthaltenen Themen und möglichen Antworten auf die Forschungsfragen ausgewertet. Diese drei Analyseschritte werden in dem darauffolgenden Kapitel für eine umfängliche Diskussion und Interpretation herangezogen.

5.1 Interview-Partner

Im Rahmen der Materialgenerierung wurde zusammen mit den Interviewten neun vollständige Materialgenerierungsprozesse abgeschlossen. Während ein Teil der Befragten über persönliche Kontakte eingeladen wurde, wurde der andere Anteil der Kontaktaufnahmen mittels Social Media durchgeführt. Die neun abgeschlossenen Emotionalen Mappings und Interviews fanden zwischen dem 18.06.2024 und dem 17.09.2024 statt, wobei die durchschnittliche Dauer der Materialgenerierung ab dem Zeitpunkt des Ersttermins bis zu dem eigentlichen Interview zwölf Tage beträgt (bereinigt auf einen Ausreißer mit 67 Tagen).

Wie bereits in Kapitel 4.2 *Methodenwahl & Methodik* ausführlich erläutert, wurde im Rahmen des Erstgesprächs ein Fragebogen an alle Interviewten ausgegeben, welcher einzelne Daten und Identitätsmerkmale der Teilnehmenden abfragt (siehe Anhang II. *Fragebogen Identitätsmerkmale Interview-Partner*). Die Befragten wurden darüber informiert, dass sämtliche dieser Angaben anonymisiert und freiwillig dokumentiert werden, sowie zur weiteren Analyse des generierten Materials herangezogen werden können. Anhand der Auswertung dieser ausgegebenen Fragebögen lassen sich die zusammengefassten Ergebnisse wie folgt auflisten:

Nr.	Alter	Wohnbezirk	Bildungsabschluss	Geschlechtsidentität	Sexuelle Orientierung	Teil der Queer-Community
1	30	1070	Matura/Abitur	Mann; transgender	queer	ja
2	29	1080	Matura/Abitur	Mann; cisgender	heterosexuell	nein
3	23	1190	Matura/Abitur	Mann; cisgender	heterosexuell	nein
4	26	1020	Hochschule	Mann	heterosexuell	nein
5	27	1180	Hochschule	Mann	heterosexuell	nein
6	24	1050	Matura/Abitur	Mann	queer	ja
7	22	1080	Matura/Abitur	Mann; cisgender	homosexuell/ schwul	ja
8	26	1140	Hochschule	Mann	homosexuell/ schwul; queer	ja
9	32	1120	Hochschule	Mann	heterosexuell	nein

Tabelle 1: Abfrage über Daten und Identitätsmerkmale der interviewten Personen (eigene Darstellung)

Demnach geben die befragten Personen ihr Alter zwischen 22 und 32 Jahren an, mit einem Durchschnittsalter von 26,5 Jahren. Alle von ihnen haben einen Bildungsabschluss, welcher zumindest dem Niveau der österreichischen Matura entspricht, wobei vier der Befragten angegeben haben, einen Hochschulabschluss zu besitzen. In Bezug auf ihre sexuelle Orientierung hielten fünf der Teilnehmenden fest, sich als „heterosexuell“ zu identifizieren,

während sich zwei Personen als „queer“, eine Person als „homosexuell/schwul“, und eine Person als „homosexuell/schwul; queer“ einordneten. Korrelierend dazu sehen sich die heterosexuellen Teilnehmenden wie erwartet nicht als Teil der Queer-Community, die vier weiteren Teilnehmenden schon.

Auch wenn für die Auswahl der Interview-Partner die Kategorien „Geschlechtsidentität“ (als Mann bzw. männlich) und „Wohnort“ (als innerhalb Wiens seit mindestens einem Jahr) kontrolliert wurden, wurde dennoch die Möglichkeit offengelassen, dass diese in sich variieren. Während sich etwa alle Befragten als Mann identifizieren, geben vier von ihnen noch genauere Spezifizierungen zu ihrer Geschlechtsidentität (transgender; cisgender) an. Ebenso wurde der genauere Wohnort anhand des aktuellen Wohnbezirks in Wien abgefragt, um auch hier differenzieren zu können. Die Verteilung der Befragten nach Wohnbezirken kann dargestellt werden wie folgt:

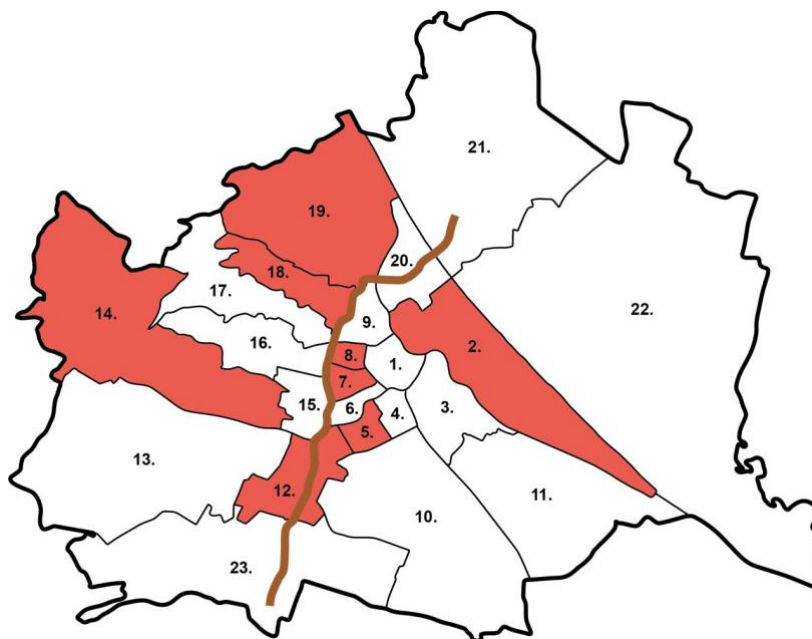


Abbildung 8: Wohnbezirke der Befragten sowie Fahrtroute der U-Bahn-Linie U6 (eigene Darstellung)

Abbildung 8 stellt die Verteilung der angegebenen Wohnbezirke der Interviewten farblich markiert dar. Es kann festgehalten werden, dass fünf der Teilnehmenden innerhalb der inneren Wiener Bezirke (1.-9.) wohnhaft sind, während vier von ihnen in einem Außenbezirk leben. Besonders hervorzuheben ist, dass fast alle von ihnen im zentral-westlichen Teil Wiens leben, und lediglich ein Teilnehmender im 2. Bezirk im zentral-östlichen Wien ansässig ist. Auch sind zwei der Befragten im 14. bzw. 19. Bezirk wohnhaft, welche über eine Bezirks- bzw.

Stadtgrenze nach Niederösterreich verfügen. Der Wohnbezirk beeinflusst sowohl die regelmäßig frequentierten Orte der Interviewten als auch die zur Verfügung stehenden (öffentlichen) Verkehrsmittel zur täglichen Fortbewegung. Wie auch im Rahmen der Interviews von den Befragten angemerkt, ist für sieben von neun von ihnen die U-Bahn-Linie U6 eine der am häufigsten genutzten öffentlichen Verkehrsmittel in Wien, da ihre Wohnbezirke direkt an der Route dieser liegen (siehe Abbildung 8). Dies ist besonders in der Analyse von Vorteil, da diese U-Bahn-Linie durch sehr heterogene Bezirke führt und von unterschiedlichen in Wien wohnhaften Gruppen frequentiert wird. Die nah aneinander gelegenen Wohnbezirke als auch die teilweise ähnlichen zur Verfügung stehenden öffentlichen Verkehrsmittel ermöglichen im Rahmen der Analyse einen besseren Vergleich der Ergebnisse, da die Erfahrungen und Strategien an denselben Orten miteinander in Bezug gesetzt werden können.

5.2 Auswertung der Emotionalen Karten

Die generierten Emotionalen Karten stellen die „subjektiven Weltbilder“ (McGrath et al., 2020, S. 78) der Befragten in Bezug auf ihre Erfahrungen mit (Un)Sicherheit in Wien dar. Im Gegensatz zur Auswertung von Bild- oder Videomaterial sind Zeichnungen eine Sonderform visuellen Materials, da ihre Interpretation stark von kulturellen, sozialen und situationalen Kontexten geleitet wird. Die Interpretation dieser wird deshalb stark von den Interpretationszielen und den Forschungsfragen der Forschenden bestimmt. Auch entstehen Zeichnungen im Gegensatz zu anderen Bilddokumenten durch einen längeren Prozess, welcher das Bilddokument erst erschafft (Billmann-Mahecha & Drexler, 2020, S. 731–734). Je nach Kontext können die vorliegenden Emotionalen Karten unterschiedlich miteinander in Beziehung gesetzt werden: Sie unterscheiden oder ähneln sich teilweise nicht nur im Inhalt, sondern ebenso in der graphischen Darstellungsform, der bestimmten (Nicht-)Verwendung von Farben, den genannten Orten oder auch ihrer Ausführlichkeit. Verbunden werden sie dennoch anhand des übergreifenden Themas und der an die Zeichnenden gestellte Aufgabenstellung.

Die verschiedenen Ausführungen der vorliegenden Emotionalen Karten unterscheiden sich neben ihrer charakteristischen Darstellungsform auch anhand ihrer Ausführlichkeit und ihrem Informationsgehalt. Je nach gewählter Darstellungsform kann dies stark variieren. Gleichzeitig muss betont werden, dass dies nicht zwangsläufig einen negativen Einfluss auf die Verwendung als Grundlage für das zugehörige Interview haben muss (Goldman et al., 2022, S. 21). In ihrer graphischen Darstellungsform kann innerhalb der Forschungsergebnisse zwischen vier Arten unterschieden werden: Insgesamt haben sich sechs Teilnehmende für die Darstellung der

Emotionalen Karten in Form einer Mind-Map bzw. aus Clustern (Abbildung 9) entschieden, während jeweils ein Teilnehmender die Visualisierung als Liste (Abbildung 10), aus mehreren Zeichnungen (Abbildung 11), oder als Grafik (Abbildung 12) gewählt hat.

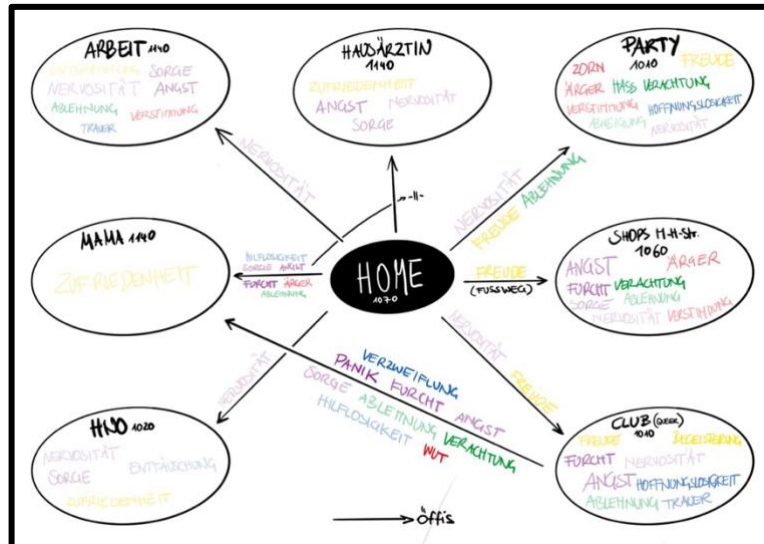


Abbildung 9: Emotionale Karte als Mind-Map (Nr. 1)

Emotionale Karte	
• U-Bahn Station Kodusgasse (21:00)	→ achtsam, vorsichtig
• in d. U-Bahn	→ achtsam, vorsichtig
• 1080 (22:00)	→ glücklich, zufrieden
• Club	→ achtsam, gestresst
• Autofcenter (14:00)	→ aggressiv
• Donaukanal (3:00)	→ ängstlich, kampfbereit, aufmerksam, gestresst
• 1080 (17:00)	→ positiv, beobachtend

Abbildung 10: Emotionale Karte als Liste (Nr. 2)

Während die Emotionale Karte als Mind-Map bzw. aus Clustern den Anschein erwecken könnte, dass sie den Interview-Prozess und die Ergebnisse der Interviews im Vergleich zur Darstellung als Liste positiv beeinflussen könnte, war dies nicht zwangsläufig der Fall. Im Interview-Kontext der Emotionalen Karte in Abbildung 10 konnte auch eine minimalistisch gehaltene Karte ausreichen, um das eigene Erleben wiederzugeben und Emotionen zu benennen. Auffallend ist an dieser Emotionalen Karte, dass sie mehrheitlich aus einer

Auflistung aus spezifischen Situationen mit Orten und Uhrzeiten besteht, welche der Interviewte für die Erklärung seines emotionalen Erlebens im öffentlichen Raum heranziehen kann, während die Mind-Map und Cluster meist Orte und Emotionen ohne spezifische Situationen festhalten. Besonders hervorzuheben sind zwei spezielle Darstellungsformen, welche von den Teilnehmenden erstellt wurden: Einerseits hat sich Interview-Partner Nr. 4 für eine bildliche Darstellung der frequentierten Orte entschieden, welche teilweise ebenso die Person in jeweiligen Situationen sowie ihre zugehörige Stimmung zeigt. Andererseits stellt Interview-Partner Nr. 8 das eigene emotionale Erleben über den Erhebungszeitraum in Form einer gezeichneten Grafik dar. Neben einer Art Balkendiagramm findet sich ebenso eine ausführliche Legende mit den jeweiligen Bedeutungen und Emotionen innerhalb der Emotionalen Karte.

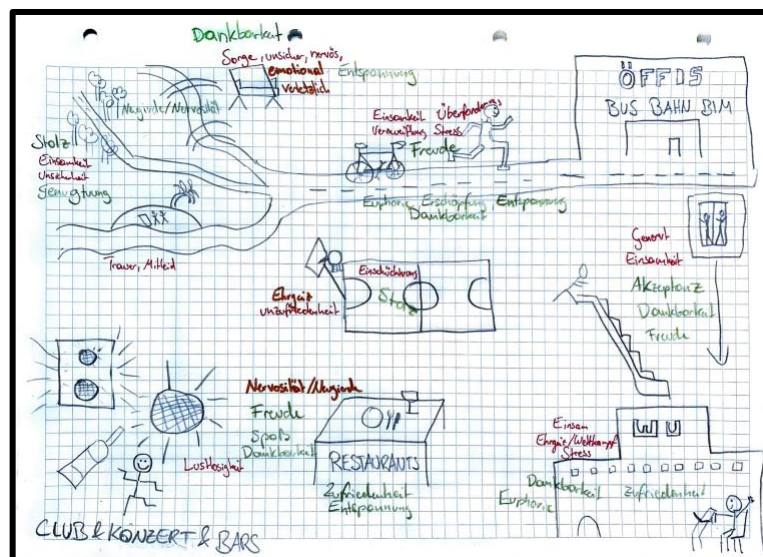


Abbildung 11: Emotionale Karte als bildliche Zeichnungen (Nr. 4)

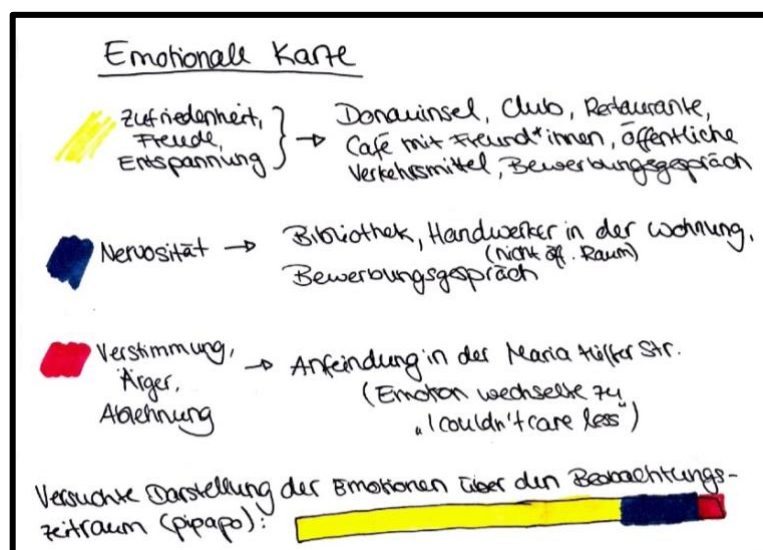


Abbildung 12: Emotionale Karte als Diagramm (Nr. 8)

In Bezug auf die Verwendung von Farben lassen sich drei Varianten in der Gesamtheit der Emotionalen Karten feststellen: In den meisten wird Farbe dazu verwendet, um zwischen emotionalem Erleben zu unterscheiden. Wie in ähnlichen Forschungsarbeiten beschrieben (siehe etwa Goldman et al., 2022, S. 21), wird die Farbe Rot mehrheitlich verwendet, um Emotionen mit negativer Konnotation darzustellen, wie beispielsweise Ärger, Zorn oder auch Ablehnung. Die Farbwahl für andere Emotions-Gruppen zeigt sich je nach Emotionaler Karte unterschiedlich, wobei mehrmals Gelb als Farbe für positiv konnotierte Emotionen verwendet wurde, sowie die Farben Blau oder Violett für Verzweiflung, Sorge, Angst oder Trauer. In drei der Emotionalen Karten wurde grundsätzlich nur einfarbig gearbeitet (beispielsweise Abbildung 10), und eine der Karten hat farblich anstatt nach Emotionen nach Orten unterteilt (Abbildung 13).



Abbildung 13: Emotionale Karte mit farblich kodierten Orten (Nr. 9)

In Bezug auf die genannten Orte lässt sich feststellen, dass eine große Variation zwischen den einzelnen Karten besteht. Grundsätzlich kann in der Analyse der Emotionalen Karten zwischen Kategorien von Orten und spezifischen in Wien existierenden Orten unterschieden werden: Während Ortskategorien eine bestimmte vorhandene bauliche Struktur beschreiben (beispielsweise offene Straße, Plätze etc.), hält das Notieren spezifischer Orte signifikante Eindrücke an einem bestimmten Ort innerhalb Wiens fest. Diese spezifischen Orte können ebenso als eine Art von Ort charakterisiert werden, wobei die möglicherweise signifikante Erfahrung für einen spezifischen Ort nicht vernachlässigt werden darf. Im Folgenden werden deshalb die einzelnen festgehaltenen Ortskategorien sowie die spezifisch genannten Ausprägungen dieser Orte aufgelistet, geordnet nach Zugänglichkeit dieser:

In Emotionalen Karten enthaltene Orte		
Zugänglichkeit	Ortskategorie	spezifische festgehaltene Orte
Öffentliche Orte	Öffentliche Plätze	• Karlsplatz • Reumannplatz
	Offene Straße	• „Heimweg“ / „Weg nach Hause“ • „unterwegs“ • Burgring • Mariahilfer Straße
	Öffentliche Parks / Grünanlagen	• Donauinsel (Neue Donau, Wakeboard-Lift) • Donaukanal • Basketballplatz • Wientalterrasse
Teilöffentliche Orte	U-Bahn-Stationen	• U-Bahn-Stationen Josefstädter Straße, Neue Donau, Alser Straße, Nußdorfer Straße
	Öffentliche Verkehrsmittel	• Bus • Straßenbahn (2) • U-Bahn (U4, U6) • Zug
Halböffentliche Orte	Konzerte	
	Arztpraxen	• HNO-Arztpraxis • Hausarztpraxis
	Bars / Kaffeehäuser / Restaurants	
	Clubs	• Club Loco
	Geschäfte / Einkaufscenter	• Hofer • Auhofcenter
	Universitäten	• Wirtschaftsuniversität Wien
Private Orte	Privatwohnungen	• Eigenes Zuhause • Elternwohnung • Party
	Arbeitsplatz	• Krankenhaus der Barmherzigen Brüder • Bewerbungsgespräch • Medizinisches Labor

Mischformen	Bezirke	• Innenstadt • 1080
-------------	---------	--

Tabelle 2: In Emotionalen Karten enthaltene Orte, kategorisiert nach Zugänglichkeit, Ortskategorien und spezifisch festgehaltenen Orten (eigene Darstellung)

Wie in Tabelle 2 veranschaulicht, haben die Befragten Orte unterschiedlicher Kategorien und Zugänglichkeiten angegeben. Die am häufigsten angegebenen Orte sind jene der öffentlichen Verkehrsmittel und der U-Bahn-Stationen, welche beide als teilöffentliche Orte einzuordnen sind. Diese werden in jeder der neun Emotionalen Karten genannt, wobei sich besonders die Nennung der U-Bahn-Linie U6 gehäuft hat. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass ausschließlich U-Bahn-Stationen festgehalten wurden, welche an dieser U-Bahn-Linie liegen. Neben den teilöffentlichen Orten nimmt der öffentliche Raum den meisten Platz auf den Emotionalen Karten ein, hier kann zwischen den Kategorien der öffentlichen Plätze, Straßen und Parks bzw. Grünanlagen differenziert werden. Während einige spezifische Orte festgehalten wurden, ist diesbezüglich aber auch oftmals von dem „Unterwegs-Sein“ oder „Heimweg“ die Rede, als eine Art weniger genau definiertem Zwischenort. Die Liste der Halböffentlichen Orte weist die meisten spezifischen Orte innerhalb Wiens auf, auch weil von den Teilnehmenden in dieser Gruppe am meisten zwischen den Orten differenziert wurde. Orte wie Clubs, Konzerte oder Geschäfte lassen sich meist aufgrund ihrer nicht-uneingeschränkten bzw. kostenpflichtigen, ebenso wie anhand ihrer zeitlich eingeschränkten Zugänglichkeit miteinander verbinden. Vereinzelt beinhalteten die Emotionalen Karten auch die Nennung von privaten Orten oder Bezirken als Mischformen. Während erstere nicht zwangsläufig im Rahmen einer Analyse miteinbezogen werden, geben Bezirke einen Einblick in die alltäglichen Bewegungen der Befragten im öffentlichen Raum.

Als letztes sollte noch auf die festgehaltenen Emotionen in den Emotionalen Karten eingegangen werden, da diese einen zentralen Bestandteil der Beschreibung von (Un)Sicherheitserfahrungen darstellen. Insgesamt wurden 78 verschiedene Emotionen von den Teilnehmenden benannt, um ihr emotionales Erleben im öffentlichen Raum von Wien zu beschreiben. Je nach Teilnehmenden ist die Variation an Emotionen äußerst unterschiedlich, während manche Emotionalen Karten unter zwölf notierte Emotionen beinhalten, sind andere deutlich umfangreicher und differenzierter. Um die Verteilung der Emotionen innerhalb der Karten zu veranschaulichen, wurden sie anhand der „Emotionslegende“ von Klaus et al. (2022)

und dem eigens erstellten Emotionen-Rad (siehe Abbildung 6 in Kapitel 4.2.3 *Schritte der Materialgenerierung & Sampling*) in die fünf Kategorien Glück, Wut, Angst, Ekel und Traurigkeit gruppiert. Anhand der vorkommenden Emotionen in absoluten Zahlen ergibt sich hieraus folgende Darstellung:

Absolute Zahlen der genannten Emotionen
gruppiert nach Kategorien

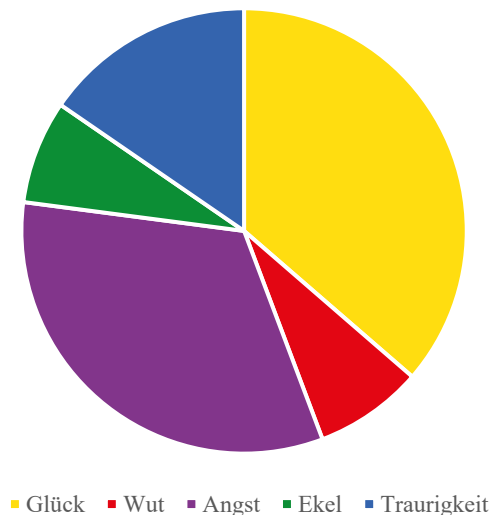


Abbildung 14: Emotionen in den Emotionalen Karten gruppiert (eigene Darstellung)

Es zeigt sich, dass die Teilnehmenden ihre Erfahrungen besonders mithilfe der Emotionen der beiden Emotionsgruppen Glück und Angst beschrieben. In der Gesamtheit der genannten Emotionen machen diese beiden Gruppen ungefähr zwei Drittel des emotionalen Erlebens der Befragten aus. Während Traurigkeit auch häufiger auftritt, tun es Wut und Ekel im gleichen Maß weniger. Um das (Un)Sicherheitsgefühl der Teilnehmenden somit im kommenden anhand der Emotionalen Karten zu beschreiben, werden Angst und Glück als am stärksten auftretend angenommen. Unsicherheitserfahrungen werden im Rahmen der Analyse mit dem Gefühl der Angst in Verbindung angenommen, während ein Erleben von Sicherheit im öffentlichen Raum mit einem Glücksgefühl gleichgesetzt wird. Vergleicht man die notierten Emotionen der beiden Gruppen queerer und nicht-queerer Männer lässt sich feststellen, dass beide ähnliche Emotionen festhalten. In beiden Gruppen gibt es ausführliche und weniger ausführliche Emotionale Karte in Bezug auf das emotionale Erleben. Gleichzeitig verteilen sich alle fünf Gefühlsgruppen in den Emotionalen Karten unterschiedlich auf die notierten Orte, was deutlich macht, dass die Auswertung der Interviews ausschlaggebend ist, um aufschlussreiche Ergebnisse zu erhalten.

5.3 Auswertung der Interviews

Die neun fertiggestellten Interviews umfassen eine Gesamtzeit an Audiomaterial von gesamt sechs Stunden und sieben Minuten, wobei ein durchschnittliches Interview 40 Minuten dauert. Um sie für die Auswertung aufzubereiten, wurden sie zunächst transkribiert und der Inhalt falls notwendig anonymisiert. Somit entstand transkribiertes Material im Umfang von 124 Seiten, welches zur Analyse herangezogen werden kann. Aufgrund des Umfangs der Transkripte wird sich für ein „Pragmatisches Auswertungsverfahren“ entschieden, um eine effiziente, aber umfassende Auswertung sowie Interpretation zu ermöglichen. Orientiert wird sich hierbei anhand der Ausführungen von Horst Otto Mayer, welcher die Methode als „pragmatische Vorgehensweise, die zeitlich und ökonomisch weniger aufwendig ist als hermeneutische Verfahren“ (Mayer, 2013, S. 48) zur Auswertung von Leitfadeninterviews beschreibt. Im Zentrum stehen hierbei offenkundige und unverdeckte Kommunikationsinhalte, welche von Forschenden für die Beantwortung der Forschungsfrage herangezogen werden können. In diesem sechs-stufigen Auswertungsverfahren wird das gesamte Material mehrmals bearbeitet, um so Querverbindungen und innere Logiken der Texte festzustellen und übergreifende Interpretationen zu ermöglichen. Die einzelnen Schritte des Auswertungsprozesses sind aufgelistet und beschrieben in Tabelle 3:

Sechs Stufen des Pragmatischen Auswertungsverfahrens	Beschreibung
1. Antworten markieren	Markierung aller Textstellen, welche als mögliche Antworten auf den zugrunde liegenden Forschungsfragen ersichtlich sind.
2. In Kategorienschema einordnen	Ein Kategorienschema wird anhand von bereits existierenden Forschungsergebnissen erstellt, in welches die Textstellen während eines zweiten Durchlesens eingeordnet werden können. Zeitgleich kann das Kategorienschema stets mithilfe des Materials erweitert werden.
3. Innere Logik herstellen	Die zergliederten Interviews werden in Verbindung miteinander gebracht und eine

	innere Logik zwischen den beinhalteten Einzelinformationen hergestellt.
4. Text zur inneren Logik erstellen	Die innere Logik der Interviews wird verschriftlicht und beschrieben. Zur Verdeutlichung werden einzelne Textstellen herangezogen.
5. Text mit Interviewausschnitten	Die Auswertung und Interpretation der Logik und des Interviews wird als Text festgehalten und mit Interviewausschnitten belegt. Um die Auswertung zu überprüfen, wird das ursprüngliche Transkript der Interviews mit der Auswertung verglichen.
6. Bericht	In einem letzten Schritt werden die Ergebnisse der Auswertung als Text oder Präsentation zusammengefasst.

Tabelle 3: Schritte des Pragmatischen Auswertungsverfahrens nach Mayer (2013, S. 48–50; eigene Darstellung)

Die Auswertung des Materials mithilfe der beschriebenen Schritte kann nicht in einem einzigen Durchgang erfolgen, besonders da in diesem Fall mehr als nur ein vorliegendes Interview analysiert wird. In dem ersten, zweiten und fünften Schritt wird das Material (erneut) gesichtet, um die „Konstruktion von Mustern aus Gemeinsamkeiten, Unterschieden, tendenziellen Analogien“ (Mühlfeld et al., 1981, in Mayer, 2013, S. 48) ausreichend erklären zu können. Gleichzeitig bedeutet dies aber nicht, dass jeder Satz zur Auswertung herangezogen werden muss. Wie in Tabelle 3 festgehalten ist es das Ziel, die innere Logik zwischen den beinhalteten Einzelinformationen zu erkennen und sie anhand der vorhandenen Textausschnitte zu untermauern. Nachdem die ersten Schritte in einem Kategorienschema festgehalten werden, werden die Ergebnisse der Auswertung verschriftlicht und aufbereitet. Da in dieser Arbeit die Erfahrungen und Strategien queerer und nicht-queerer Männer verglichen werden, wird je einem Kategoriensystem pro zu untersuchender Gruppe gearbeitet. Diese Ergebnisse werden nun in den anschließenden Unterkapiteln beschrieben und mithilfe von Ausschnitten der Transkripte untermauert.

Wichtig hervorzuheben ist auch, dass im Rahmen der durchgeführten Interviews Ansätze einer vertrauteren Gesprächsbasis aufgrund meines Geschlechts und dem der Befragten festgestellt

werden konnten. Wie in Kapitel 4.1 *Als Mann über Männer forschen* ausgeführt, kann das Geschlecht der Interviewer*in einen Einfluss auf die Ergebnisse des Interview-Prozesses haben. In diesem Fall erwähnten die Interviewten Erfahrungen, welche sie ihres Erachtens aufgrund ihres Mannseins erlebten, und projiziert diese teilweise auf mich, da mein Geschlecht mit ihrem als übereinstimmend wahrgenommen wurde. Auch wurde der Umgang mit Emotionen vermehrt als etwas dargestellt, was ich als Forschender aufgrund unserer Gleichgeschlechtlichkeit kennen würde. Weiters besteht die Vermutung, dass negative Aussagen über nicht-weiße Menschen leichter mir gegenüber getroffen wurden, wenn sowohl Befragte als auch ich weiß waren.

5.3.1 Wahrnehmung der eigenen (Un)Sicherheit

Die eigene Wahrnehmung der (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum queerer und nicht-queerer Männer gilt als eines der zentralen Forschungsinteressen dieser Arbeit. Während einzelne Unterschiede in der Wahrnehmung von queeren und nicht-queeren Männern festgestellt werden können, benennen die meisten Teilnehmenden eine grundlegende Nervosität bzw. Anspannung bis hin zu Angst, wenn sie sich im öffentlichen Raum bewegen. Einen geringen, aber dennoch nennenswerten Einfluss auf die Erfahrungen der Teilnehmenden habe ebenso die aktuelle tagesabhängige Stimmung. Dies betrifft sowohl queere⁶ als auch nicht-queere⁷ Interviewte:

IP1_Q: Aber oft ist es eigentlich schon, dass ich so eine Grundnervosität habe, wenn ich out-and-about bin, also unterwegs. Auf der einen Seite glaube ich, weil ich schon eine ängstliche Person bin, das ist einfach ein Teil von mir. Auf der anderen Seite ist draußen auch immer Gefahr.

IP5_{NQ}: Aber das liegt vermutlich auch einfach daran, ich bin eher ein ängstlicherer Mensch, würde ich sagen. Nicht vielleicht so manch anderer meines Geschlechts (lacht).

Diese Emotionen werden meist eher an den sich im öffentlichen Raum befindenden Personen festgemacht als an den eigentlichen Räumen, in welchen sie sich bewegen. Gleichzeitig wird dies auch innerhalb der beiden Gruppen differenziert. Personen, welche von sich als grundsätzlich ängstlicher und nervöser sprechen, nehmen den öffentlichen Raum meist auch anders wahr und gehen davon aus, dass sie sich mit einer „Grundnervosität“ in ihm bewegen. Sie sprechen von einer grundlegenden Gefahr, welche im öffentlichen Raum bestehe, welcher sie nicht ausgesetzt sein wollen. Den größten Einfluss auf ihr (Un)Sicherheitsgefühl benennen

⁶ Interview-Ausschnitte queerer Personen werden mit einem Q markiert.

⁷ Interview-Ausschnitte nicht-queerer Personen werden mit einem NQ markiert

die Befragten in diesem Zusammenhang als die Angst vor körperlicher Gewalt, welche ihnen durch andere Personen im öffentlichen Raum zugefügt werden könnte:

MW: Und was stresst dich dann? Dass etwas passieren könnte? Dass Gewalt passieren könnte?

IP2_{NQ}: Ja. Dass Gewalt passieren könnte. Dass (...) aus irgendeinem Grund heraus Gewalt passieren könnte. Also da bin ich schon achtsam.

Diese Gewalt wird von sämtlichen Befragten ausgehend von Männern bzw. Männergruppen wahrgenommen. Während queere Männer grundsätzlich Männer im öffentlichen Raum als Gefahrenquelle ansehen, wird dies von nicht-queeren Männern noch weiter unterschieden. Diese setzen sich selbst in Relation zu anderen Männern und sprechen von körperlichen Merkmalen sowieso Zusammensetzungen von Männergruppen, um einzuordnen, ob sie als gefährlich eingestuft werden. Hierzu zählen etwa das Alter, die Ethnie oder die körperliche Überlegenheit der einzelnen Personen in den Männergruppen:

IP2_{NQ}: Also es sind eher so die 15- bis 55-jährigen, 60-jährigen wo ich sage, okay, das sind körperlich potenzielle Gefahren. Und da muss ich schon sagen (...) da hab' ich noch mehr Sorge, wenn das Jugendliche mit Migrationshintergrund sind.

IP4_{NQ}: Also eher wo ich mir der mehr Sorgen machen würde, wäre so ein 18-Jähriger. Ein 18-Jähriger, protziger, der muss sich beweisen. Bis 40, 50, wo ich sage, okay, da habe ich dann diese Spannweite, wo ich sage, okay, da könnte ich mich bedroht fühlen. Ja, oder ängstlich werden?

Anders als für nicht-queere Männer spielt die Angst vor psychischer Gewalt eine weitere ausschlaggebende Rolle in Bezug auf das (Un)Sicherheitsgefühl queerer Männer. Für sie ist es nicht nur die Angst vor physischer Gewalt, sondern ebenso die Angst vor verbalen Übergriffen und Hasskriminalität aufgrund ihrer Identität als queere Männer. Hierfür haben alle der befragten queeren Männer eine Vielzahl an Erfahrungen nacherzählt, um die erlebbare psychische Gewalt genauer zu definieren und einen Einblick in ihr Unsicherheitserleben zu geben:

IP1_Q: (...) das Mildeste ist eigentlich eher so Blicke die man spürt, dass man so ein bisschen, schief angeschaut wird und bisschen verachtend angeschaut wird und ja. Dann das andere, als nächste Stufe ist dann wahrscheinlich so, dass einem Nachgerufen wird, irgendwelche, ja, homophoben Äußerungen oder auch (...) beschimpft, so, dass ich mich halt schleichen soll oder was ich da mach und ich soll mich verpissen. Zum Glück ist es mir noch nie passiert, dass ich irgendwie körperlich angegriffen worden bin, aber verbal schon öfter.

IP7Q: (...) Und ich glaube für mich persönlich ist das so, dass sehr viele Ängste davon kommen. Also das, keine Ahnung, irgendeine ungute Person daherkommt und beginnt mit irgendwelcher Homophobie und dann kann es eskalieren oder muss es auch nicht.

So sprechen queere Männer davon, dass bereits die Angst vor abwertenden Blicken und verbalen Anfeindungen ihr (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum beeinflussen. Gleichzeitig gilt die Gefahr körperlicher Übergriffe und die Verletzung ihrer körperlichen Unversehrtheit trotzdem als die schlimmste Konsequenz der Unsicherheit im öffentlichen Raum. Weitere einzelne Faktoren, welche das (Un)Sicherheitserleben der Befragten beeinflussen, wie etwa bauliche Maßnahmen oder Sinneswahrnehmungen, werden im Folgenden näher beleuchtet.

5.3.1.1 Faktoren mit Einfluss auf die eigene (Un)Sicherheit: bauliche Maßnahmen, Sinneswahrnehmungen & Menschen

Im Laufe der Interviews nennen die Befragten diverse Faktoren, welche Einfluss auf das individuelle (Un)Sicherheitsgefühl haben. Diese reichen von städtebaulichen Maßnahmen, über Sinneswahrnehmungen bis zu dem Einfluss medialer Berichterstattung zur Thematik. Als eine der zentralsten Umstände weisen fast alle Befragten auf die Tageszeit sowie auf die Beleuchtung im öffentlichen Raum hin. Während ausreichende Lichtverhältnisse durch Tageslicht oder Straßenbeleuchtung den queeren Interviewten ein Gefühl von Sicherheit vermitteln würden, würde die Dunkelheit ihr Unsicherheitsgefühl verstärken. Beide Gruppen sind ebenso der Meinung, dass sich die Lichtverhältnisse weniger auf das (Un)Sicherheitserleben von cisgender hetero Männern auswirken würden als auf jenes anderer Gruppen:

IP1Q: Würde ich schon sagen, aber jetzt im Vergleich dann auch mit Männern, die (...) cis-hetero-passing sind im öffentlichen Raum würde ich sagen, dass die Experience von denen auch noch mal ganz anders ist. Weil ich schon das Gefühl habe, dass da zum Beispiel der Heimweg in der Nacht für die kein großes Problem ist.

IP2NQ: Ich bin kein Fan von Dunkelheit, aber wir haben ja eine relativ gute Straßenbeleuchtung in Wien. Ich habe mich, in den Bezirken, in denen ich mich meistens bewege, selten in der Nacht unwohl gefühlt.

Wie im vorhergehenden Zitat von IP2 erwähnt, kann ebenso eine bekannte Umgebung das subjektive Sicherheitsgefühl der Befragten gegenüber unbekannten Orten im öffentlichen Raum verstärken. Bewegen sich beide Gruppen in Räumen, welche ihnen durch vorhergehende

Erfahrungen bekannt sind, kann dies das Sicherheitserleben steigern. Ebenso kann das bisherige Erleben von Situationen, welches zu einem Unsicherheitsgefühl geführt hat, einen Ort auch langfristig zu einem subjektiv unsicher wahrgenommenen werden lassen. Besonders queere Befragte sprechen in diesem Fall von negativen emotionalen Erfahrungen, Übergriffen sowie erlebten Traumata, welche ihre Wahrnehmung des öffentlichen Raums nachhaltig beeinflussen würden:

IP7Q: Jedenfalls von dem Gefühl her ist halt manchmal die Sicherheit für mich ein Problem, aber ich glaube, das ist so als eine queere Person, die auch mit Traumas zu kämpfen hat, die auch teilweise in öffentlichen Verkehrsmitteln passiert sind.

IP8Q: Da ging ich mit meinem Freund über die Mariahilfer Straße und wurde als Schwuchtel bezeichnet. Das ist natürlich sehr prägend für den öffentlichen Raum, wie ich mich da fühlte.

Diese Erfahrungen sind laut den queeren Interview-Partnern grundsätzlich auf andere Menschen, meist ausschließlich Männer, zurückzuführen. Diese rufen oftmals ein grundlegendes Unwohlsein hervor, da Männern aufgrund der eigenen Erlebnisse ein vielfach größeres Gefahrenpotenzial bergen würden als sämtliche andere sich im öffentlichen Raum bewegend Gruppen. Besonders Männergruppen in der näheren Umgebung vermitteln queeren Personen ein Gefühl von Unsicherheit. Ein Umstand, welcher sich mit den Erfahrungen von nicht-queeren Männern deckt:

IP6Q: Männlich. Wenig andere, das sind Männergruppen. Vor allem also Gruppen, zweier bis dreier Gespanne sind für mich immer so das, was ich am unangenehmsten empfinde, wenn ich sie 50 Meter entfernt sehe. Kommt auch vor, dass ich dann auch die Straßenseite wechsele oder so, einfach weil man denkt, so egal was das jetzt ist, ich muss mich in die Situation nicht begeben.

IP4NQ: Das sind eigentlich hauptsächlich Männergruppen. Wenn ich zurückdenke, in meinem ganzen Leben bei solchen Situationen, sehe ich gerade kein weibliches Gesicht in meinem Kopf. Und wenn, dann nur auf der Seite stehen schreiend, was wir für Idioten sind, was wir da machen. Und jetzt nicht involviert. Also physisch null.

Sowie das Geschlecht benennen die Befragten unterschiedliche andere Faktoren, welche Menschen im öffentlichen Raum für sie als bedrohlich einstufen lassen. Neben dem bereits erwähnten Einfluss der ethnischen Zugehörigkeit in Bezug auf das Erleben nicht-queerer Männer sind es vor allem die Menschendichte in der Umgebung, ein möglicher Rauschzustand anderer sowie das Verhalten einzelner Personen oder Gruppen, welches das Sicherheitsgefühl beeinträchtigen würde. Während eine hohe oder niedrige Menschendichte im öffentlichen

Raum bei den Befragten unterschiedliche Reaktionen auslöst – manche von ihnen beruhigen außenstehende Ansprechpartner, andere stresst die Unübersichtlichkeit von Menschenmengen – besteht in beiden Gruppen Einigkeit über den Einfluss von berauschten Personen im öffentlichen Raum. Besonders alkoholisierte Männer hätten einen starken Einfluss auf die subjektive Sicherheit, da diese als „enthemmter“ und „bedrohlicher“ wahrgenommen werden:

IP2_{NQ}: Mir geht's viel um Alkohol, Alkohol und Drogen, also eher Alkohol. Hauptsächlich Alkohol, der mir Sorgen bereitet. Wenn die Leute einfach ihre Grenzen überhaupt nicht kennen und viele aggressiv werden. Und das Verhalten kenne ich halt aus verschiedensten Situationen. Ich glaube, das ist echt so. Alkoholisierte Personen machen mir / Alkoholisierte Männer machen mir unglaublich Angst.

IP7_Q: Insbesondere, wenn diese Gruppe hauptsächlich männlich ist, würde ich sagen, fühl ich mich da ein bisschen unsicher. Wenn ich selber nüchtern bin, weil für mich halt Alkohol so eine Art Enthemmung auf Menschen hat, da habe ich dann mehr Angst, dass die irgendwas sagen oder irgendwas machen.

Neben dem enthemmten, betrunkenem Verhalten haben auch andere Verhaltensweisen von Menschen im öffentlichen Raum Einwirkung auf das (Un)Sicherheitsgefühl der Befragten: Nachdrücklich die Lautstärke und physische Distanz anderer Menschen beeinflusst die eigene Wahrnehmung von Sicherheit negativ. Laute Menschen, welche sich auf naher Entfernung zu den sowohl queeren als auch nicht-queeren Interviewten bewegen, werden als einschüchternd und unsicher wahrgenommen. Für nicht-queere Männer haben hierbei besonders die Verhaltensweisen von Männergruppen einen besonderen Stellenwert, da sie direkt von diesen auf das Gefahrenpotenzial und ihr eigenes Sicherheitsgefühl rückschließen:

IP2_{NQ}: Das hat natürlich was mit dem Verhalten in der Gruppe zu tun, würde ich sagen. Also Lautstärke macht mir grundsätzlich schon mehr Stress, wenn da laut gesprochen, geschrien, gestikuliert wird. Vielleicht da auch schon eine gewisse Art von / nicht Gewalt, aber doch irgendwie so. Es gibt ja Männergruppen, die stoßen durcheinander, und da ist schon mal eine grundsätzlichere körperliche Komponente dabei als jetzt unter meinen Leuten. Und das sieht man ja doch.

IP3_{NQ}: Dominanz zeigen in der Gruppe, sich aufspielen wollen, also von der Gruppe, die jetzt den Streit sucht, zum Beispiel. Also, dass da vielleicht eine gewisse Dynamik oder Rangordnung herrscht und einer von denen vielleicht sagt, hey, du bist der Neuling, jetzt mach mal und zeig, dass du was kannst, quasi.

Zwei besondere Merkmale werden in dem Kontext der Einflussfaktoren auf die subjektive (Un)Sicherheit ausschließlich von den nicht-queeren Befragten erwähnt: Einerseits weist einer der Interview-Partner mehrmals auf die Rolle von Gerüchen an bestimmten Orten hin und

beschreibt, welchen positiven Einfluss wohltuende oder bekannte Gerüche auf sein Sicherheitserleben haben („Und natürlich, wenn man nach Hause kommt, gibt es diesen Geruch in der Wohnung, der dich natürlich sofort in diese eigentliche Geborgenheit bringt.“). Im Gegensatz dazu würden schlechte Gerüche an öffentlichen Orten zwar Ekel in ihm hervorrufen, aber kein Unsicherheitsgefühl. Andererseits erläutern mehrere nicht-queere Personen, wie die Präsenz von unterschiedlichen Autoritätsfiguren im öffentlichen Raum ihre wahrgenommene subjektive Sicherheit steigern:

IP9_{NQ}: Bei dem hat auch die Polizei in der Stadt enorme Nervosität ausgelöst. Und bei mir eher so ein bisschen mehr Sicherheit, weil ich mir gedacht, aha an jeder Ecke ist irgendwie jemand, wenn was passiert, ist es ganz schnell vorbei.

IP5_{NQ}: Bus fahr ich relativ wenig, würde aber sagen, dass das Gefühl der Sicherheit, wenn es Busfahrer gibt, gesteigert wird. Auch ein bisschen persönlich, wenn man da einen direkten Anhaltspunkt hat.

In diesem Zusammenhang werden die genannten Autoritätsfiguren nicht zwangsläufig als Personen wahrgenommen, welche Gefahr im öffentlichen Raum verhindern würden. Vielmehr sprechen die befragten Personen von einem Grundvertrauen, dass diese in eine Gefahrensituation eingegriffen werden, nachdem sie erst entstanden ist. Von den queeren Interview-Partner werden Autoritätsfiguren im Gegensatz dazu nicht als merklich Sicherheitsgefühl-steigernd wahrgenommen.

5.3.2 Strategien zur Herstellung eines Sicherheitsgefühls

Welche Strategien zum Erreichen eines Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum von queeren und nicht-queeren Männer angewendet werden, stellen einen weiteren zentralen Aspekt dieser Forschungsarbeit dar. Dem vorausgehend steht die Annahme, dass die beiden Gruppen unterschiedliche Strategien heranziehen, um ein Sicherheitsgefühl herzustellen. Die Strategien, welche die beiden Gruppen anwenden, um ein Gefühl von Sicherheit zu fühlen, deckt sich zum Teil. Während manche von ihnen nur von der jeweiligen Gruppe genannt und deshalb als spezifisch für diese angenommen werden, werden andere der Strategien als universale Vorgehen eingestuft. So berichten etwa sowohl queere als auch nicht-queere Befragte von ihrer grundlegenden Aufmerksamkeit für ihr Umfeld im öffentlichen Raum, um das Aufkommen eines Gefühls von Unsicherheit zu minimieren. Auch wenn andere Tätigkeiten wie Gespräche oder das Bedienen eines Smartphones zeitgleich stattfinden, erzählen Interviewte beider Gruppen von ihrer dauerhaften Aufmerksamkeit für die Vorgänge im öffentlichen Raum:

IP9_{NQ}: Also das ist halt diese Aufmerksamkeit, die ich habe. Auch wenn ich da sitze in der U-Bahn-Station, es ist keiner dort und ich mache halt irgendwas am Handy, schaue ich halt immer wieder, ob irgendwelche Leute kommen. Das ist so eine gewisse Aufmerksamkeit, dass ich halt wissen will, was ist in meiner Umgebung.

IP8_Q: Gucken können, was so um einen rum passiert. Gar nicht aus der Haltung heraus, irgendwie jede Sekunde einen Hechtsprung machen zu müssen, weil jemand einen irgendwie angreift, aber einfach, um zu checken, was passiert um mich herum.

Sollte dennoch eine Situation oder ein Ort ein Unsicherheitsgefühl auslösen, benennen die Befragten oftmals ähnliche Strategien: Diese reichen von der Ablenkung und mentalen Selbstberuhigung, Veränderung oder Anpassung des eigenen Verhaltens, bis hin zur Flucht oder (verbalen) Selbstverteidigung in gefährlich wahrgenommenen Situationen. Einen besonderen Stellenwert hat in diesem Zusammenhang die Bewegung innerhalb einer Gruppe, welche ein Großteil der Befragten genannt hat, um im öffentlichen Raum ein Sicherheitsgefühl zu erlangen. Während queere Personen sich grundsätzlich durch die Bewegung als Gruppe sicher fühlen, unterscheiden die nicht-queeren Befragten anhand der Zusammensetzung der Gruppe, ob es ihr Sicherheitsgefühl steigern kann:

MW: Und wenn du mit anderen Männern unterwegs bist, fühlst du dich dann sicherer?

IP5_{NQ}: Sicherer, ja. (...) Also wenn man das vergleicht. Wenn ich mit zwei Männern oder mit zwei Frauen unterwegs bin. Aber da geht's nicht um die persönliche Sicherheit, sondern die Grundsicherheit. Also es ist jetzt nicht so, dass ich mir selbst denke, ich bin dadurch geschützt, aber es ist einfach dieses, man kann gemeinsam was unternehmen.

Nicht-queere Männer geben diesbezüglich an, dass das Sicherheitsgefühl gesteigert werden kann, wenn sie sich in einer Gruppe mit anderen Männern bewegen, als wenn sie sich mit einer mehrheitlich aus Frauen bestehenden Gruppe bewegen. Das lässt sich darauf zurückführen, dass sich mit anderen Männern gegenüber jemand anderen verteidigt werden kann. Dies sei aber der letzte mögliche Schritt, wenn eine Situation sich als unausweichlich herausstellen würde. Sind sie einzeln unterwegs, stehen vor der Selbstverteidigung noch diverse andere Möglichkeiten, welche alle Befragten nutzen, um sich selbst zu beruhigen und sich von dem Aufkommen des Unsicherheitsgefühls abzulenken:

IP7_Q: Und keine Ahnung, wenn mich irgendwer in der U-Bahn oder so belästigt oder sowas und ich will jetzt gar nicht darauf einsteigen, das geht mir nicht so auf die Nerven. Mach mir meine Kopfhörer rein und höre Musik und versuche, die Person zu ignorieren.

IP3NQ: Also ich tue so, als würde ich telefonieren mit meinen Eltern oder mit irgendwem, der mir gerade jetzt einfällt, weil meistens ist es zu einer Uhrzeit, wo ich jetzt niemanden anrufen würde, nur um zu sagen, Hey, ich quatsche kurz mit dir. Sondern dann fühle ich halt ein lautes Selbstgespräch. Tue so, als würde ich jetzt irgendwie um irgendwas Wichtiges reden. Und wäre gleich zu Hause und ich freue mich schon drauf, dass die vielleicht mitbekommen, dass ich wohin unterwegs bin, jemand wartet auf mich dort. Dass da kein Blödsinn passiert, weil sie vielleicht dann auch Angst hätten, dass jemand nachfragen würde. (...) Also ich beobachte die Situation immer weiterhin, aber ich würde sagen, es ist schon eine Reaktion um mich / meinen Puls ein bisschen zu senken. Mir zu denken, mir geht es jetzt gut, ich habe eine Beschäftigung, ich tue gerade etwas, ich rede etwas, die werden schon nichts machen. Also ich würde schon sagen, mir geht es besser, als wenn ich jetzt nichts machen würde. Aber ich bin immer noch mit mindestens einer Gehirnhälfte auf diese Gruppe fokussiert, auf jeden Fall.

Oftmals erwähnen die Befragten ihr Smartphone als Hilfsmittel, um bei sich selbst ein Sicherheitsgefühl herzustellen bzw. sich abzulenken. Durch das Ausblenden der Umgebung anhand von Musik, dem Vortäuschen eines Telefonats oder andere mögliche Beschäftigungen soll nach Außen eine Form der Gleichgültigkeit signalisiert werden, während innerlich ein Sicherheitsgefühl angeregt wird. Dennoch seien diese Strategien nicht ausreichend, um das Unsicherheitsgefühl in einem gewissen Ausmaß zu unterdrücken.

5.3.2.1 Strategien queerer Männer

Unter den Befragten erläutern die queeren Männer einige Strategien, welche sie direkt mit ihrer Identität als queere Menschen in Verbindung bringen: Zunächst wird mehrmals dargelegt, welchen Einfluss das (Un)Sicherheitsgefühl auf ihre Selbstpräsentation im öffentlichen Raum habe und wie sie diese anpassen würden, um sich selbst sicherer zu fühlen. So würden sowohl spezifische Kleidungsstücke oder das Tragen von Make-Up vermieden als auch ein eher „unauffälliger“ Kleidungsstil gewählt, um von anderen Personen nicht als queer gelesen zu werden, da dies ein Unsicherheitsgefühl und eine Angst vor Gewalt auslösen würde:

IP1Q: Also im Vorhinein würde ich sagen, um die Angst zu minimieren, ist sich so unauffällig wie möglich anzuziehen und zu stylen. (...) Und wenn ich in der Nacht nach Hause komme, bin ich halt ein bisschen / Ja, nicht nur nicht so stereotypisch männlich angezogen, sondern hab' ein bisschen höhere Schuhe, kurze Hose, vielleicht Glitzer irgendwo, oder bin knapper angezogen. Was für viele Männer jetzt nicht so verständlich ist, dass ein anderer Mann sich so anzieht. Was sie provoziert, anscheinend. Dadurch hab' ich öfter Angst, wenn ich so herumlaufe, dass ich angegriffen werde. Und dann entsteht so die Angst eigentlich.

IP7Q: Ich würde halt sagen, (...) wenn ich weiß, dass ich in der Nacht irgendwo um 03:00 Uhr von der Donauinsel südlich bin, wo ich dann zwei Stunden lang mit irgendwelchen Nachtbussen und so weiter fahren müsste, dann würde ich mir vielleicht keinen Eyeliner

drauf tun oder sowas. Oder ich würde mir keine Schminke drauf tun. Und das ist auch manchmal so etwas, woran ich denken muss.

Bezüglich dieser Erfahrungen erwähnen die Befragten dezidiert den Einfluss gesellschaftlicher Erwartungen von Männlichkeit gegenüber ihnen, und wie dies ihr Gefühl von (Un)Sicherheit direkt beeinflussen. Um solche Situationen, in welchen ein Unsicherheitsgefühl entstehen kann, zu vermeiden, meiden die queeren Männer aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen entweder bestimmte Orte und Situationen, oder sie suche Orte auf, welche von ihnen als queer-freundlich und somit sicher wahrgenommen werden. Unter Berufung auf ihre bisherigen Erfahrungen mit Orten können die Befragten einschätzen, welche Orte ein Unsicherheitsgefühl auslösen und somit zu vermeiden sind, und welche als sicher wahrgenommen werden:

IP1Q: Aber ja, Brunnenmarkt ist auch so eine Gegend, wenn alles aufgeräumt ist, dann / Ja, wird einem auch öfter mal was nachgerufen. Das sind so Orte, da die versuche ich alleine eher zu vermeiden.

IP1Q: Zum Beispiel, weiß ich jetzt nicht, eine queere Bar oder ein queeres Event, da ist es schon eher so, dass ich reinkomme und ich mich sicher fühlen kann, weil ich eben so akzeptiert bin, wie ich bin und die Erwartung, auch mit dem übereinstimmt, wer ich bin, also dort wird erwartet, dass Personen reinkommen, das bin ich und deswegen würde ich mich akzeptiert und willkommen fühlen. Ja. Und ich fühl mich sicher, ich fühl mich so, dass mir nichts passiert.

In den meisten Fällen sprechen die queeren Interviewten in diesem Zusammenhang davon, dass es jene Erwartungen und Zuschreibungen sind, welche an sie als (queere) Männer gestellt werden, die einen Einfluss darauf haben, ob sie sich an verschiedenen Orten sicher fühlen können, oder nicht. Es sind deshalb auch mehrheitlich keine tatsächlichen Strategien, um ein Sicherheitsgefühl herzustellen, sondern vielmehr Strategien zur Vermeidung oder Unterdrückung eines Unsicherheitsgefühls aufgrund der Angst vor homophober bzw. queerfeindlicher Gewalt und Übergriffen. Wurden solche in der Vergangenheit von den Interviewten bereits erlebt, habe dies einen direkten Einfluss auf ihre Bewegungen und ihr Verhalten im öffentlichen Raum.

5.3.2.2 Strategien nicht-queerer Männer

Im Vergleich zu queeren Männern wenden nicht-queere Männer oftmals andere Strategien an, um sich sicher zu fühlen. Neben der bereits erwähnten Wahrnehmung von Autoritätspersonen ist das Sicherheitsgefühl nicht-queerer Männer oftmals davon abhängig, ob körperliche Selbstverteidigung gegenüber einer vermeintlichen Gefahr möglich sei. Sollte es zu einer

Konfrontation mit anderen Personen (bzw. meist Männern) im öffentlichen Raum kommen, wird dies meist an der Zusammensetzung der eigenen Gruppe festgemacht. Während Frauen in der eigenen Gruppe als verletzlicher gelten und ihnen eine fehlende Fähigkeit unterstellt werde, sich selbst zu verteidigen, ist das Bewegen mit anderen (cisgender hetero) Männern ein Faktor zu Erhöhung des eigenen Sicherheitsgefühls:

IP9_{NQ}: Wenn ich jetzt so mit Freunden bin, da fühle ich mich dann schon noch sicherer und dann weiß ich schon auch, das macht man gemeinsam. Man deckt sich irgendwie den Rücken auch, man steht da nicht alleine da, und selbst wenn, dann es zu einer Eskalation kommt, ist man nicht alleine oder so.

IP2_{NQ}: Wenn ich mit zwei cis Männern unterwegs bin, habe ich weniger Sorge in gewissen Situationen, als wenn ich mit Mädchen oder mit queeren Personen unterwegs bin. Nicht um mich, sondern um die anderen.

IP3_{NQ}: Das bereitet mir dann eher Stress, wenn ich mit vier Mädchen und Damen unterwegs bin, dann habe ich eher Angst, dass ich im Zweifel der bin, der vielleicht etwas sagen sollte, wenn jetzt eine von den Frauen angesprochen wird oder negativ oder gewalttätig. Sodass ich dann nicht nur mich verteidige, sondern einen gewissen Beschützerinstinkt hätte. Oder dass die Gruppe von Jugendlichen, die uns anschreien oder sonstiges eher mich im Fokus haben, weil ich der einzige Mann in der Gruppe bin und sie davon ausgehen, was will der mit vier Frauen et cetera, also ich unterscheide das schon wie gesagt, die grundsätzliche Präsenz.

Gleichzeitig sei es nicht zwangsläufig die Angst davor, selbst Gewalt zu erleben, sondern oftmals die Sorge um Frauen oder andere Personen, welche sich vermeintlich nicht selbst verteidigen könnten. Nicht-queere Männer nehmen Personen, welche keine cisgender hetero Männer sind als eine Form der Sicherheitslücke in ihrer eigenen Gruppe wahr, welche sie selbst aufgrund ihres Geschlechts kompensierten müssten. In Verbindung hiermit nennen einzelne Interviewte auch die Möglichkeit, selbst bedrohlich zu wirken, um sich sicher zu fühlen und nach außen eine gewisse Stärke zu präsentieren. Dies kann sowohl körperlich als auch verbal stattfinden und wird am ehesten herangezogen, wenn eine andere Gruppe von Männern im selben öffentlichen Raum wahrgenommen wird. Das sie durch ihr Verhalten selbst das (Un)Sicherheitsgefühl von anderen Personen, besonders Frauen, ebenso negativ beeinflussen könnten, wird von den Personen nur am Rande wahrgenommen.

5.3.3 Herangezogene Männlichkeitskonzepte in Bezug auf das eigene (Un)Sicherheitsgefühl

Um sich das eigene (Un)Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum von Wien zu erklären und mit ihm umzugehen, orientieren sich die Befragten regelmäßig an unterschiedlichen Konzepten von

Männern und Männlichkeit. Speziell für queere Männer seien es normative Vorstellungen von Männlichkeit, welche ihr Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum stark beeinflussen. Entfernen sie sich in diesen Räumen in ihrem Auftreten und Verhalten zu sehr von einer heteronormativen Form von Männlichkeiten, bereitet es ihnen Sorge vor Übergriffen und Gewalt durch andere Männer. Somit seien es nicht die eigenen Vorstellungen von Männlichkeit, sondern jene anderer Männer, welche ihr Sicherheitsgefühl beeinträchtigen würden:

IP1Q: Ja, ich glaub einfach, dass an manchen Orten Männer sind, die ein ganz spezielles Bild haben. Und da pass ich halt gar nicht rein und an den Orten ist es halt gefährlicher für mich. Ja, würde ich schon sagen. Und ja, das Aussehen ist das eine. Oder das andere ist halt dann, wenn sie merken, OK, das ist jetzt eine Person, die queer ist, dann ist das noch einmal mehr.

Gleichzeitig werden Frauen in öffentlichen Räumen in diesem Kontext nicht als mögliche Quelle von Gefahr wahrgenommen, sondern genauso als „Zielscheiben“ und Opfer männlicher Gewalt. Ebenso wie queere Männer müssten sie Angst vor verbalen und körperlichen Übergriffen haben, wobei sämtliche (queere und nicht queere) Befragte betonen, dass diese eher unter sexualisierter Gewalt zu leiden hätten. Für die queeren Männer sind es somit nicht nur die eigenen Erfahrungen, sondern auch jene anderer gesellschaftlich marginalisierter Personen, welche unter heteronormativen Männlichkeitskonzepten zu leiden hätten:

IP7Q: Überhaupt, es waren halt auch nicht nur meine schlechten Erfahrungen, aber auch das Miterleben von den schlechten Dingen mit den anderen Freunden, die halt auch genauso schwul sind und genauso cisgender sind. (...) Mein subjektives Gefühl ist, dass es mehr geworden ist, insbesondere für queere Menschen ist es unsicherer geworden, und auch feminin gelesene Bewohner und so weiter. Aus eigener Erfahrung halt.

IP8Q: Ich kann mich ja für mich selbst eigentlich glücklich schätzen, dass ich jetzt nicht so diese Anfeindungen und negativen Erfahrungen gemacht habe. Wobei ich ja genau weiß, ja auch meine ganzen queeren Freunde, die haben auch sonst was schon erlebt, wo ich mir echt jedes Mal denke, oh mein Gott.

Kommt es dennoch zu einem erhöhten Unsicherheitsgefühl im öffentlichen Raum, orientieren sich die Befragten oftmals an diesen heteronormativen Vorstellungen von Männlichkeit, um nicht als queerer Mann wahrgenommen zu werden. Indem sich als Mann präsentiert wird, welcher den heteronormativen Anforderungen an Männlichkeit entspricht, wird erhofft sich vor möglicher Gefahr durch andere schützen zu können (weiteres im folgenden Unterkapitel 5.3.4 *Performanz normativ-männlicher Geschlechtsidentitäten im öffentlichen Raum*). Denn der

öffentliche Raum wird von den queeren Befragten als am sichersten für weiße, cisgender hetero Männer wahrgenommen:

IP6Q: Und wenn du halt nie von oben herab behandelt wurdest, weil du halt einfach oben stehst, dann gehst du einfach mit einer komplett anderen Selbstverständlichkeit in den öffentlichen Raum. Ich merk' einfach, wie Leute auch zu uns in die Arbeit reinkommen. Und einfach Typen sich so selbstverständlich sehen. Ich bin jetzt da und so. Und ich denke mir, wie kannst du so in den Raum reingehen? Weil bei mir ist das gefühlt so, ich geh mit so einem kleinen Hut in den Raum und hoffe darauf, akzeptiert zu werden. Und Sorgen müssen sich manche halt auch nicht machen.

MW: Und wenn du sagst, quasi von oben herab und jemand steht oben. Wer steht deiner Meinung nach oben?

IP6Q: Weiße Männer. Ja. Heterosexuelle, weiße Männer.

Während die gefühlte Gefahr, welche mit bestimmtem normativ-männlichen Verhalten im öffentlichen Raum verbunden ist, von den beiden Gruppen ähnlich wahrgenommen wird, spielen für nicht-queere Männer Männlichkeitskonzepte dennoch eine gewisse andere Rolle. Männer werden in erster Linie nicht aufgrund ihres Gefahrenpotenzials für einen selbst, sondern vielmehr für Frauen wahrgenommen werden, welche sich im öffentlichen Raum bewegen. Männlichkeit wird in diesem Fall stark in binärer Relation zwischen Männern und Frauen gedacht, wobei Männer als unberechenbarer und gewaltbereiter aufgefasst werden. Gleichzeitig sei es das gesellschaftliche Bild von Männlichkeit, was einen fast dazu zwingen würde, sich im Fall einer Konfrontation gegenüber anderen Männern zu stellen. So stehen Männer im öffentlichen Raum in einem gefühlten Wettbewerb um körperliche Überlegenheit und der damit verbundenen Vorstellungen von Männlichkeit:

IP3NQ: Nur ich habe Angst, dass ich in den Fokus komme von dieser Gruppe als einziger Mann. Genauso wie es bei meiner Jungs-Gruppe eher der Fall ist, dass der größere eher im Fokus ist, weil er am stärksten aussieht. Das heißt, die Energie von dieser jugendlichen Gruppe wird sich eher Richtung ihm geben als auf die Untrainierten, sagen wir mal, und die kleineren. Sondern immer gegen den vermeintlich stärksten der Gruppe.

Männer versuchen untereinander eher Dominanz zu zeigen und lassen sich auf ein Kräfteressen miteinander ein, um sich ihrer eigenen Männlichkeit sicher zu sein und diese anderen Männern präsentieren zu können. Dennoch ist den Befragten auch bewusst, dass dieses eigene Verhalten auch Einfluss auf andere Personen innerhalb der selben genutzten Räume haben könnte, und deshalb würden sie dieses in manchen Situationen in der Gegenwart von Frauen zu vermeiden versuchen. Ob auch Frauen in den selben Kontexten auf die Befragten

bedrohlich oder einschüchternd wirken, verneinten die meisten der nicht-queeren Männer deutlich, da sie sich als Mann in der grundsätzlich (körperlich) stärkeren Position sehen:

IP4_{NQ}: Also ich würde mich auf jeden Fall mal von keiner Frau beängstigt fühlen. Da würde ich immer, glaube ich, unterbewusst denken, ich wäre in der stärkeren Rolle, falls sie irgendwas versuchen würde, glaube ich.

IP2_{NQ}: (lacht) Frauen sind's nicht, die mich stressen.

Besonders hervorgehoben werden von den nicht-queeren Männern die Unterschiede in der Wahrnehmung von migrantischen und nicht-migrantischen, insbesondere jugendlichen Männern. Migrantische Männer werden oftmals als bedrohlicher empfunden, da sie sich im öffentlichen Raum anders verhalten würden. Dies sei auf kulturelle Unterschiede in den Männlichkeitskonzepten migrantischer und autochthon-österreichischer Männer und dem daraus resultierenden Verhalten zurückzuführen:

IP9_{NQ}: Ich habe halt durch meine Arbeit mit vielen verschiedenen Kulturen auch so zu tun, und weiß halt, dass Araber zum Beispiel sehr laut sein können, obwohl das eigentlich ein sehr harmloses Thema ist. (...) Da können Kulturen oder halt verschiedenes Benehmen auch bedrohlicher wirken oder bedrohlicher sein.

IP2_{NQ}: (...) da hab' ich noch mehr Sorge, wenn das Jugendliche mit Migrationshintergrund sind.

In diesem Zusammenhang nennt einer der Befragten die Unterscheidung der Männlichkeitskonzepte, je nachdem, an welchen öffentlichen Orten er sich bewegt. Verschiedene Wiener Gemeindebezirke würden unterschiedliche Erwartungen an Männer und Männlichkeit setzen, und wenn diese nicht erfüllt werden würden, könnte dies mit einem Unsicherheitsgefühl in Verbindung gebracht werden. Demnach passe man auch je nachdem, durch welchen öffentlichen Raum bewegt, sein Verhalten an:

IP5_{NQ}: Ich finde, die Bezirke haben schon ihre Strukturen und haben Ihre Typen auch ein bisschen. Und es fällt schon auf, wenn ein 7. Bezirk-Hipster plötzlich im 10., oder 22. oder 23. ist. Der sticht raus, auf jeden Fall. Und umgekehrt ist es vielleicht weniger, aber auch das würde irgendwie rausstechen. (...) Ich glaub' auch, dass Personen mit anderen, ja, sozialem Hintergrund, ethnischen Hintergrund, den öffentlichen Raum anders wahrnehmen. Weil in jeder Kultur, in jedem Land bedeutet öffentlicher Raum was anderes.

Indem der Interviewte die normativen Vorstellungen von Männlichkeit anhand der Bezirke vergleicht, setzte er sie in direkter Relation zu Herkunft und sozioökonomischen Hintergrund

der dort ansässigen Bewohner*innen. Das Nutzen und Bewegen innerhalb des öffentlichen Raums, die ethnischen und sozio-ökonomischen Herkunft sowie die Sichtweise zu Männern und Männlichkeit sind laut dem Befragten miteinander verbunden und beeinflussen sich ebenso gegenseitig. Der Befragte selbst spricht in diesem Zusammenhang davon, dass er sein Verhalten deshalb direkt aktiv ändern würde, um nicht zu sehr aufzufallen. Denn um nicht in der Umgebung von den lokalen herrschenden Männlichkeitsvorstellungen abzuweichen, würde er „[s]eine Jacke zumachen (...) und eher versuchen, [s]ich unauffällig zu geben. Und ja, nicht irgendwie ein besonderes Ziel für irgendeine Person zu sein“. Nicht in lokal vorkommende Männlichkeitskonzepte zu passen hätte somit in bestimmten Bezirken einen direkten Einfluss auf das (Un)Sicherheitsgefühl.

5.3.4 Performanz normativ-männlicher Geschlechtsidentitäten im öffentlichen Raum

Wie bereits mehrmals erwähnt zählt auch die aktive Anpassung der eigenen Performanz im öffentlichen Raum zu einer der wichtigsten Strategien im Umgang mit der eigenen (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum. Sowohl queere als auch nicht-queere Männer sprechen von Verhaltensänderungen in verschiedenen Ausmaßen, welche sich auf die an sie gestellten Erwartungen in Bezug auf ihre persönliche Präsentation von Männlichkeit im öffentlichen Raum beziehe. Einer der queeren Befragten erklärt etwa, dass andere Personen es intuitiv „spüren“, dass er von heteronormativen Vorstellungen von Männlichkeit abweiche. Der Umgang mit der eigenen Performanz umfasst dennoch für beide Gruppen verschiedene Aspekte. Queere Interviewte beziehen sich besonders auf die eigene Geschlechter-Performanz in Bezug auf ihre Kleidung und ihr Aussehen im öffentlichen Raum:

IP1Q: Und wenn ich in der Nacht nach Hause komme, bin ich halt ein bisschen / Ja, nicht nur nicht so stereotypisch männlich angezogen, sondern hab‘ ein bisschen höhere Schuhe, kurze Hose, vielleicht Glitzer irgendwo, oder knapper angezogen. Was für viele Männer jetzt nicht so verständlich ist, dass ein anderer Mann sich so anzieht. Was sie provoziert, anscheinend. (...) Also im Vorhinein würde ich sagen, um die Angst zu minimieren, ist sich so unauffällig wie möglich anzuziehen und zu stylen.

IP7Q: Also wenn man in ein Lokal geht, wo man weiß, die sind jetzt nicht so super wie zum Beispiel das Loco, da versuche ich mich eher weniger queer-presenting anzuziehen. Oder zum Beispiel eine Gaybar. Oder wenn ich zum Beispiel auch in Margareten bin oder da um die U4 herum bin, Kettenbrückengasse. Da gibt es sehr viele Queer Bars und so weiter. (...) Wenn ich zum Beispiel in die Arbeit fahre, dann versuche ich auch mehr halbwegs straight-presenting zu sein, aber das hat nichts mit der Unsicherheit zu tun, sondern halt eher mit den sozialen Erwartungen. (...) Je mehr queer man aussieht,

wenn ich das so sagen darf, desto mehr ist man halt ein offensichtliches Ziel für Angriffe, würde ich mal sagen.

In Bezug auf Kleidung als Faktor der eigenen Performanz von Männlichkeit spricht IP7 beispielsweise von den gefühlten gesellschaftlichen sozialen Erwartungen, welche die eigene Kleidungswahl beeinflussen. Das Tragen bestimmter Kleidung, welche feminin konnotiert ist, wie etwa hohe Schuhe oder auch Make-Up, decken sich nicht mit der heteronormativen Vorstellung von Männlichkeit und werde von anderen Männern als Provokation wahrgenommen. Aus diesem Grund stellt man sich im öffentlichen Raum als heterosexueller Mann („straight-presenting“) dar, um möglichen negativen Konsequenzen der eigenen Geschlechter-Performanz zu entgehen. Während für queere Männer Kleidung als einer der zentralen Faktoren bezüglich einer „sicheren“ Form von Performanz gilt, hat dies bei nicht-queeren Männern seltener einen hohen Stellenwert. Lediglich einer der befragten nicht-queeren Männer erwähnt den Einfluss vom Tragen „schöner“ Kleidung als Faktor der eigenen Performanz. Vielmehr sind es aktive körperliche Handlung, welche für nicht-queere Befragte ihre Geschlechter-Performanz beeinflussen. Explizit Sprache wird hinsichtlich dem normativ-männlichen Verhalten untereinander genannt:

IP3_{NQ}: Im Zuge von dieser Map habe ich das schon beobachtet, wenn ich unterwegs bin mit meinen Jungs. Das mir auffällt, dass wir vielleicht nach außen hin schon einen Eindruck vermitteln, als bedrohlich. Also dass es sein kann, wenn wir vor allem lautstark reden oder betrunken sind und lachen. Nicht, dass wir jetzt irgendwelche Aggressionen gegenüber den anderen Fahrgästen irgendwie preisgeben. Aber ich glaube einfach nur so fünf Jungs die lautstark rumbrüllen in der Nacht, da kann ich mir gut vorstellen, dass das für andere Personen, auch Frauen, jetzt vielleicht einschüchternd sein kann.

IP3_{NQ}: Und der Park ist grundsätzlich leer und in der Ferne hört man Schreie und man weiß schon. Jetzt kommt eine Gruppe an dieser Parkbank vorbei, wo wir sitzen. Das ist quasi eigentlich genau dasselbe Setting wie in der U-Bahn-Station. Halt ein anderer Ort, aber es sind genau die Gruppen, die laut brüllen, männlich sind und dann an einem Vorbeigehen und du nie weißt. Werden sie dich jetzt ansprechen, sprechen sie dich nicht an? Wollen sie irgendwie dir irgendwas Böses? Suchen sie irgendwie Stress? Sind sie auf Streit aus?

Einerseits wird die eigene Lautstärke im öffentlichen Raum mit normativ-männlichem Verhalten assoziiert, gleichzeitig wird dieses Verhalten von fremden Männern als gefährlich und verunsichernd wahrgenommen. Welche Wirkung diese Handlungen von ihnen selbst auf andere im öffentlichen Raum haben, wird von den Befragten aber auch reflektiert. Sie erkennen, dass diese Form der Performanz für andere Personen, besonders Frauen, ein (Un)Sicherheitsgefühl auslösen könnte. Dennoch ist eben auch dieses Verhalten im Wettbewerb

mit anderen Männern notwendig, um sich Raum zu nehmen und potenzielle Gefahren – meist andere Männer – abzuschrecken. Während queere Befragte dieses Verhalten ebenso als verunsichernd einstufen, distanzieren sie sich von solchen auffälligen Handlungen, um im öffentlichen Raum nicht bemerkt zu werden. In erster Linie versuchen queere Interviewte sich in ihrer Geschlechter-Performanz so unauffällig wie möglich zu verhalten, da jede Form der Aufmerksamkeit mit negativen Konsequenzen und einem gesteigerten Unsicherheitsgefühl assoziiert wird:

IP7Q: Insbesondere, wenn diese Gruppe hauptsächlich männlich ist, würde ich sagen, fühl ich mich da ein bisschen unsicher. (...) [D]a habe ich dann mehr Angst, dass die irgendwas sagen oder irgendwas machen. Genau, irgendwie mich dann bemerken oder, weil ich sie anstarre oder irgendwas, und plötzlich aggressiv auf mich werden. Oder halt beginnen irgendwas zu sagen oder irgendwas zu labern.

IP1Q: Aber generell einfach auch sehr unauffällig verhalten. Keinen Blickkontakt. Also, ich schaue eigentlich niemanden an, wenn ich das Gefühl habe, das könnte jetzt vielleicht zu einer Konfrontation führen. Ja, ich habe eigentlich Kopfhörer drinnen, ich versuche einfach zu verschwinden. Und schau, dass ich niemandem auffalle.

Werden andere Menschen im öffentlichen Raum dennoch auf die queeren Befragten aufmerksam, haben diese oftmals das Gefühl, ihnen würde aufgrund ihrer nicht-normativ-männlichen Performanz ihre Identität als Mann abgesprochen werden. Die Anwesenheit von nicht-normativen Männern stellt für viele Menschen eine gewisse Provokation dar. Explizit von heterosexuellen cisgender Männern werde ihnen das Dasein als Mann eher abgesprochen werden, da diese sich eine gewisse Deutungshoheit darüber zusprechen, um zu entscheiden, wer als Mann angesehen werden darf und wer nicht. Dies führte zu unterschiedlichen Reaktionen, wie respektlosen Blicken oder auch gewaltvollen Übergriffen:

IP6Q: Also es sind einfach die Blicke von den Leuten in Öffis, die ich einfach irgendwie bewusster wahrgenommen hab, wo ich drauf geschaut hab. Vor allem von älteren Menschen, mit meinen gefärbten Haaren und so. Die zeigen dir richtig, dass die es nicht gut finden. So 30 Sekunden anstarrend. Ja, also, meine Erfahrung von früher ist auch / Ich wurde auch nie so als Mann angesehen. Also es gibt genug Menschen zu Hause, die es immer noch belächeln, wenn ich sage, ich bin ein Mann. So hehe, eh lieb.

IP1Q: Ja, ich glaub einfach, dass in an manchen Orten Männer sind, die ein ganz spezielles Bild haben. Und da pass ich halt gar nicht rein und an den Orten ist es halt gefährlicher für mich, ja. Würde ich schon sagen. Und ja, das Aussehen ist das eine. Oder das andere ist halt dann, wenn sie merken, OK, das ist jetzt eine Person, die queer ist, dann ist das noch einmal mehr. (...) Also wenn mich wirklich Fremde ansprechen oder mit mir interagieren, dann ist es meistens negativ, weil irgendwas Ihnen bei mir nicht passt, oder sie sich provoziert fühlen.

IP7Q: Heutzutage ist man dann auch in der eigenen Generation Z, sehr viele Männer geben sehr viel Preis darauf, wie maskulin sie sind und wie maskulin sich andere Männer auch präsentieren. Ich bin auch schon mehrmals in Diskussionen geraten mit irgendwelchen hetero Männern darüber, wie sie maskuliner sind als ich und wie ich mich anziehen habe, und so weiter, und wie ich mich zu präsentieren habe.

Beide Gruppen verspüren in diesem Kontext auf gewisse Art und Weise den Druck, in Situationen „ihren Mann zu stehen“ und sich zu wehren. Während queere Befragte im öffentlichen Raum eher zu verbalen Konfrontationen neigen (IP8Q: „Ja, weil, ich kann mich nicht prügeln. Das wäre ganz schlimm. Also nee, deswegen, da würde ich dann auch weglaufen.“), sind nicht-queere Männer eher zu körperlichen Auseinandersetzungen bereit und gehen in eine Form von körperlichem Kräfteressen und Wettbewerb. Besonders die Rolle als Beschützer für Frauen aus ihrem eigenen Umfeld nehmen sie als Teil ihrer Geschlechter-Performanz als Mann wahr, welche sie zu erfüllen haben:

IP3NQ: Da habe ich eher eine andere Angst. Und zwar, dass meine männlichen Freunde eher gewillt sind, den Stress aufzusuchen mit dieser Gruppe und es nicht einfach ignorieren, sondern dann vielleicht zurückschreien. (...) Ich habe aber das Gefühl nicht zwingend, dass es von Frauen erwartet wird oder von den Frauen, mit denen ich unterwegs bin. Eher von der Gruppe, von der Gruppe von Jugendlichen, die probieren, herauszufinden, beschützt er die Mädchen oder beschützt er sie nicht. Also ich glaube, von der Gegenseite erwarte ich, dass sie von mir erwarten, dass ich die Mädels beschütze.

Einer der nicht-queeren Befragten benennt dieses Verhalten als eine Form „toxischer Männlichkeit“, welche bei Männern zu einem solchen Verhalten führe. Im Gegensatz zu Frauen würden hauptsächlich Männergruppen zu einem solchen Verhalten neigen und es in gewisser Weise bereits auch von ihnen erwartet werden.

5.3.5 Wahrgenommene sichere & unsichere öffentliche Orte

Als Teil des Forschungsinteresses soll zuletzt noch auf die Orte innerhalb des öffentlichen Raums von Wien eingegangen werden, welche die Interviewten als „sicher“ und „unsicher“ wahrnehmen. Alle Befragten sehen sowohl den physischen Aufbau als auch die dort anwesenden Menschengruppen als Indikator dafür, ob sie Orte als (un)sicher einordnen. Besonders Orte, welche über wenig Ausgänge verfügen, unterirdisch sind und nicht akut verlassen werden können, lösen sowohl bei queeren als auch nicht-queeren Personen ein Gefühl von (Un)Sicherheit aus. Explizit werden mehrfach U-Bahnen und U-Bahn-Stationen genannt, ebenso wie Clubs:

IP5_{NQ}: Aber auch die räumliche Enge auf jeden Fall. Also man ist am Bahnsteig, links rechts geht es runter. Und in Wahrheit gibt es nur einen bis maximal zwei Ausgänge. Also man ist bisschen ausgeliefert an Bahnsteigen.

IP1_Q: Dann noch dazu halt, wenn man irgendwo eingeschlossen ist, wo man weiß okay, da komme ich jetzt nicht so schnell raus, zum Beispiel eben ein Ort mit einer geschlossenen Tür oder irgendwie ein Autobus oder so, da kommt man halt nicht so schnell raus, aber.

Aus diesem Grund werden sichere öffentliche Orte auch vorab aufgrund diverser Kriterien von den Befragten selektiert. Für beide Gruppen sind es besonders die anwesenden Personen, welche Orte als (un)sicher markieren. Queere Personen erklären in diesem Zusammenhang, dass die Abwesenheit von heterosexuellen Männern beispielsweise in Clubs ihnen ein Gefühl von Sicherheit vermittelt, während nicht-queere Personen Orte als (un)sicher aufgrund des Verhaltens gegenüber anderen, vermeintlich höherer Kriminalitätsrate und des sozio-ökonomischen Hintergrunds unterscheiden:

IP7_Q: Andererseits, vielleicht, ich weiß nicht, also nicht um missandristisch oder so zu klingen, aber ich finde auch Veranstaltungsräume oder öffentliche Räume wo hauptsächlich Frauen arbeiten oder man femininere Menschen findet, finde ich für mich viel sicherer als Orte, wo viel mehr Männer anwesend sind, insbesondere hetero Männer.

IP5_{NQ}: Es ist eine andere Klientel was mit der U6 fährt. Aufgrund der Bezirke, die sie streift, ja die Arbeiterbezirke. (...) Es gibt nichtsdestotrotz noch immer Situationen, gerade in Gegenden, die ich nicht gut kenne, mich nicht auskenne, wenn ich allein unterwegs bin. Da bei U-Bahnen und denke, puh, fühle ich mich jetzt nicht zu hundert Prozent sicher. Das gibt es auf jeden Fall. Und das ist nicht auf die U6 beschränkt. Ja, gerade vielleicht, wenn man in Problembezirken unterwegs ist und / Problembezirke, streich das (lacht). Aber in Bezirken mit größerer Kriminalität, wo du vielleicht nicht normal spazieren gehen würdest.

Weiters hat die Vertrautheit mit den öffentlichen Orten eine Wirkung auf die Wahrnehmung eines Ortes als (un)sicher. Sämtliche der Befragten beschreiben, dass unbekannte Orte bzw. Orte, welche sie zum ersten Mal aufsuchen, bei ihnen ein (Un)Sicherheitsgefühl verursachen. In Kombination mit Unübersichtlichkeit, Menschenleere und schlechten Belichtungsverhältnissen bewerten die meisten Interviewten solche Orte als unsicher. Hinzu kommt laut den Befragten oftmals der Einfluss der medialen Berichterstattung und gesellschaftlichen Vorurteilen. Selbst wenn sie manche Orte kaum bis nie aufsuchen (oder sie genau deshalb meiden), werden bestimmte Bezirke oder Plätze aufgrund der Wahrnehmung als unsicher aktiv gemieden, wie etwa der Reumannplatz im 10. Bezirk:

IP4_{NQ}: Und da spielen ja vielleicht auch Vorurteile und sowas mit, aber ich denke mal, dass ich mich zum Beispiel am Reumannplatz in der Nacht unwohler fühlen würde als am Donaukanal.

IP8_Q: Aber hier in Wien würde ich jetzt sagen / Also Hören-Sagen, Reumannplatz, ich war noch nie dort, deswegen / Aber rein vom Hören-Sagen würde ich sagen, das ist jetzt glaube ich ein Ort, wo ich mich nicht so wohlfühlen würde.

Obwohl die meisten weitläufigen Orte, wie beispielsweise die Donauinsel, Parks oder Plätze als sicher eingeordnet werden, sticht der Reumannplatz diesbezüglich heraus. Sowie bei Bezirken wie dem 10. oder 16. Wiener Gemeindebezirk verbinden die Befragten dies mit einer vermeintlichen höheren Kriminalitätsrate sowie dem dort lebenden Klientel. In Verbindung hiermit werden auch die beiden U-Bahn-Linien U1 und U6 als unsicherer wahrgenommen, da diese die beiden Bezirke durchqueren und somit von Anwohnenden genutzt werden.

IP6_Q: Also ich würde mit den Öffis anfangen, weil ich finde das ist irgendwie halt eher der Ort, wo ich halt mit so Menschen von allen sozio-ökonomischen Schichten zusammenkomme und nicht nur Leute, die ich mir halt so eher aussuche, wie es halt jetzt in der 7. Bezirk-Bubble ist, einfach und mir ist einfach extrem aufgefallen, dass ich immer sobald ich irgendwo reingehe, scanne ich immer alles ab, so und schaue, wie Menschen auf mich reagieren. Wie sie mich anschauen, wie lange die Blicke auf mich sind so, weil für mich ist das immer so Gefahrensache, also ob es irgendwie Gefahren gibt für mich. Halt, als queerer Mann ist es halt einfach so, du gibst dich halt in den geschlossenen Raum rein, und ja es ist das erste Gefühl immer unwohl. Immer analysieren zu müssen, wie die Situation halt ist.

IP5_{NQ}: Es gibt nichtsdestotrotz noch immer Situationen, gerade in Gegenden, die ich nicht gut kenne, mich nicht auskenne, wenn ich allein unterwegs bin. Da bei U-Bahnen und denke, puh, fühle ich mich jetzt nicht zu hundert Prozent sicher. Das gibt es auf jeden Fall. (...) Und das ist nicht auf die U6 beschränkt. Ja, gerade vielleicht, wenn man in Problembezirken unterwegs ist und / Problembezirke, streich das (lacht). Aber in Bezirken mit größerer Kriminalität, wo du vielleicht nicht normal spazieren gehen würdest.

Im Gegensatz dazu sind sichere Orte für beide Gruppen oftmals solche, welche sie mit bestimmten Erlebnissen und Aktivitäten verbinden, wie etwa die Freizeitaktivitäten auf der Donauinsel oder das Feiern gehen in einem queeren Club. Die offene Straße sehen nicht-queere Interviewte ebenso als eine Art öffentlicher Orte, an welchen sie sich meistens sicher fühlen. Queere Männer machen dies auf offenen Straßen davon abhängig, welche Personen sich dort bewegen und ob ihnen Gefahr oder Verurteilung drohen könnte:

IP1_Q: Der Raum ist nicht so wichtig, ich glaube, es ist eher wichtig, welche Leute oder wie die Leute sind, die sich darin bewegen oder die da drin sind. Da ist es wichtig, dass die

Leute nur aufgrund von dem, wie ich bin, wie ich ausschau‘ mir nicht gleich schon einmal negativ gestimmt sind.

IP2_{NQ}: Auf der Straße da sind meistens Autos. Also da auf der Straße passiert dir das nicht, dass dich jemand stößt und du fliegst vor ein Auto.

Bars und Kaffeehäuser werden als halböffentliche Orte von beiden Gruppen oftmals als „sichere Häfen“ innerhalb des öffentlichen Raums angesehen, da diese ihnen meist bekannt sind und es gewisse Regeln gibt, an die sich alle anwesenden halten. Auch ziehen bestimmte Lokale bestimmte Personen an und seien überschaubarer. Im Gesamten wird Wien als Stadt von den meisten Befragten, sowohl queer als auch nicht-queer, als eine sichere Stadt eingestuft. Wenn auch einige anmerken, dass ihr subjektives Sicherheitsgefühl in den vergangenen Jahren abgenommen hätte:

IP7_Q: Ich finde aber, dass es in den letzten paar Jahren, würde ich sagen, seit Corona insbesondere, ist die Stadt ein bisschen unsicher geworden. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich einfach nur aufgewachsen bin, und das war schon immer da. Aber aus eigener Erfahrung, die mir in den letzten vier Jahren vorgefallen ist und auch aus dem, was ich von anderen Leuten hör, finde ich, dass da viel häufiger Dinge vorkommen, als es früher war.

6 Diskussion & Interpretation

Wie in den vergangenen Kapiteln dargelegt, stellen die Erfahrungen und Strategien queerer und nicht-queerer Männer in Bezug auf die (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum der Stadt Wien ein komplexes Forschungsfeld dar, welches besonders aus qualitativer Forschungsperspektive noch zahlreiche Lücken aufweist. Das Wirkungsgefüge sozialer Konstruktionen von Geschlecht, Räumen und (Un)Sicherheit wird hierbei als der zentrale Faktor angesehen, welcher das Phänomen männlicher (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum kennzeichnet. Für die heterogene Genus-Gruppe der Männer sind es neben der sozial konstruierten Opposition von Männlichkeit/Öffentlichkeit und Weiblichkeit/Privatheit auch die soziale Organisation innerhalb der Gruppe selbst, welche die Wahrnehmung der eigenen (Un)Sicherheit beeinflusst. Die folgenden Unterkapitel umfassen die Interpretation der Auswertung des Materials mithilfe der diskutierten Theorien und dienen der Beantwortung der leitenden Forschungsfragen dieser Arbeit.

6.1 „sichere“ & „unsichere“ Männlichkeitskonstruktionen sowie ihre Geschlechter-Performanz als (Un)Sicherheitsfaktor

Die soziale Konstruktion von Männlichkeiten ist nicht nur wegweisend für die Konstruktion von Räumen, sie gibt ebenso Einblick in das (Un)Sicherheitserleben unterschiedlicher Männer im öffentlichen Raum. Für die befragten Männer dieser Arbeit stellen Männlichkeitskonstruktionen (un)bewusste Anforderungen an ihre Wahrnehmung von (Un)Sicherheit und ihren Umgang mit ihr. Dies reicht von Angst vor Viktimisierung durch andere Männer, über die selbst zugeschriebene Rolle des Beschützers (von Frauen) bis hin zu dem Verdrängen eines aufkommenden Unsicherheitsgefühls. Die Konstruktion der eigenen Männlichkeit in Relation zu anderen Männern ist in diesem Fall einer der zentralen Faktoren, um das eigene (Un)Sicherheitsgefühl zu beschreiben. Heteronormative Männlichkeiten werden einerseits als „sicher“ konstruiert, indem sie eine gewisse Unmarkiertheit mit sich bringen würden und aufgrund ihrer Normativität nicht als abweichend und bedrohlich für die patriarchale Gesellschaftsordnung wahrgenommen werden. Die Idee einer vorherrschenden Form hegemonialer Männlichkeit wird in diesem Sinn für Männer im öffentlichen Raum spürbar, da sie nicht nur als richtungsweisend für das „sichere“ Verhalten wahrgenommen wird, sondern die Androhung von Gewalt zur Erhaltung der patriarchalen Gesellschaftsordnung ein ständiger Begleiter im öffentlichen Raum ist. Gleichzeitig beeinflusst die Wahrnehmung der eigenen Männlichkeit die Beobachtung dieser anderen Männer als Gefahrenquelle. In dem

ständigen Dasein als „Partner-Gegner“ (wie es Bourdieu, 2012, S. 83 beschreibt) stehen Männer im öffentlichen Raum im Wettbewerb miteinander, wobei die eigene Männlichkeit im Vergleich mit der Männlichkeit anderer steht, um zu ergründen, ob diese als Gefahr gesehen werden. Diese teils unterbewusste Kategorisierung anderer Männer als gefährlich und ungefährlich wird besonders an äußerlichen Merkmalen wie Alter und (Körper-)Sprache sowie an ihrem Verhalten und ihrer Geschlechter-Performanz festgemacht.

In Bezug auf den Vergleich des (Un)Sicherheitsgefühls queerer und nicht-queerer Männer, kommt besonders die wechselseitige Konstruktion „sicherer“ Männlichkeit und „unsicherer“ Weiblichkeit zu tragen. Sowohl nicht-queere als auch queere Männer sehen Frauen aufgrund ihrer Weiblichkeit als im öffentlichen Raum bedroht an, da sie Gefahr laufen würden, Opfer sexualisierter Gewalt zu werden und vermeintlichen männlichen Angreifern körperlich unterlegen wären. Speziell interessant ist in dieser Hinsicht die Wahrnehmung queerer Männer durch nicht-queere Männer: Queere Männlichkeit wird von cisgender heterosexuellen Befragten als Form untergeordneter Männlichkeit in die Nähe des Weiblichen gerückt und somit ebenfalls als bedroht wahrgenommen. Für queere Männer in ihrem Umfeld bestehe ebenso Sorge im öffentlichen Raum wie für Frauen, beschreiben mehrere der befragten nicht-queeren Männer. Jedoch sei dies nicht einer Angst vor sexualisierter Gewalt geschuldet, sondern jener vor Homophobie und Hasskriminalität als Bestrafung „falscher“ Performanz von Männlichkeit. Diese hierarchisierte Position queerer Männer wird von den queeren Befragten allerdings anders aufgefasst. Während ihre vermeintlich „falsche“ männliche Geschlechter-Performanz ebenfalls als Hauptgrund für ihr gefühltes Unsicherheitserleben genannt wird, sehen sie sich nicht einem Wettbewerb mit anderen Männern. Auch wenn ihnen ihre Privilegierung aufgrund der patriarchalen Dividende bewusst ist, beschreiben sie sich als quasi (selbst-)exkludiert aus dem Wettkampf um hegemoniale Männlichkeit zur Erhaltung des Patriarchats. Das „störende Potential queerer Männlichkeiten“ (Heasley, 2005, S. 310) gegenüber hegemonialer Männlichkeit zeigt sich in diesem Zusammenhang besonders deutlich.

Wie bereits erwähnt benennen sowohl queere als auch nicht-queere Männer die Performanz von Männlichkeit als grundlegend für die Wahrnehmung des eigenen (Un)Sicherheitsgefühls. Neben (Körper-)Sprache und Verhalten sind es insbesondere bestimmte Arten der Kleidung und des Stylings, welche als Geschlechter-Performanz außerhalb der akzeptierten vorherrschenden heteronormativen Ideale von Männlichkeit begriffen werden. Der Ausdruck ihrer Identität als queere Personen steht für queere Befragte diesbezüglich am meisten im Fokus. Die eigene

Geschlechter-Identität anhand von „weiblich“ konnotierten Kleidungsstücken wie hohen Schuhen, Make-Up oder auch bestimmten Farben nach außen zu tragen und sich als queer zu markieren, wird von mehreren queeren Männern als Performanz ihrer queeren Männlichkeit genannt. Diese sei aber mit möglichen Strafmaßnahmen verbunden. Im öffentlichen Raum werde die Performanz der queeren Geschlechteridentität meist nur in gewissem Maß geduldet bis hin zu gewaltvoll bestraft. Aus diesem Grund wählen queere Personen die Orte im öffentlichen Raum die sie betreten danach aus, ob sie dort Gefahr laufen könnten, Gewalt zu erfahren, und passen ihre Geschlechter-Performanz im Fall an heteronormative Männlichkeitsvorstellungen an, um sich sicher(er) zu fühlen.

Im Gegensatz dazu nehmen nicht-queere Männer eine Anpassung ihrer Performanz an bestehende Vorstellung von Männlichkeit in öffentlichen Räumen kaum wahr bzw. erkennen diese erst, wenn ihre eigene Performanz zu stark von einer an einem bestimmten öffentlichen Ort normativen Performanz-Erwartungen abweicht. Mit den Beispielen des Anzugtragens in der U-Bahn-Linie U6 oder auch dem Spazieren durch unterschiedliche Bezirke nennt einer der befragten nicht-queeren Männer die gefühlten sozialen Erwartungen an seine Kleidung im öffentlichen Raum, und wie bereits eine leichte Abweichung seiner Performanz von den an ihn gerichteten Erwartungen ein unwohles und unsicheres Gefühl auslöst. Dieses Unsicherheitsgefühl steht in direkter Verbindung mit der geschlechtlichen Konstruktion des Raumes (in diesem Fall der U-Bahn U6 oder einzelnen Bezirken) und den damit assoziierten Normen. Es zeigt sich somit, dass die Männlichkeitsbilder an unterschiedlichen Orten des öffentlichen Raums stark variieren können und eine gewisse Anpassungsfähigkeit der eigenen Performanz notwendig ist, um sich an unterschiedlichen Orten sicher fühlen zu können.

Die Relationalität von Männlichkeitskonstruktionen zueinander und ihre Zuschreibungen als „sicher“ und „unsicher“ lässt sich zuletzt ebenso daran festmachen, welche Männer(gruppen) die Befragten als gefährlich klassifizieren. Während queere Männer mehrheitlich cisgender heterosexuelle Männer(gruppen) als gewaltbereit und gefährlich einordnen, weil diese sie für ihre nicht-normative Geschlechter-Performanz bestrafen könnten, identifizieren die nicht-queeren Männer besonders migrantische Jugendliche bzw. Männer als Gefahr im öffentlichen Raum. Wahrgenommen als Abweichung von autochthon-westlicher Männlichkeit werden die migrantischen Jugendlichen allein aufgrund ihrer Anwesenheit als Indikator herangezogen, um ein Unsicherheitsgefühl zu verspüren bzw. einen Ort mit Unsicherheit zu assoziieren. Diesbezüglich wird von den Befragten häufig der mediale Einfluss genannt, welcher

migrantische Männer als gewaltbereiter und traditionsbewusster konstruieren würde. Der Rückschluss auf die gesellschaftlichen Einstellungen der migrantischen Männer aufgrund ihrer Identität als nicht-autochthone und nicht-westliche Männer setzt sie in direkte Konkurrenz mit den nicht-queeren Befragten, da diese ihre Männlichkeit als aufgeschlossene und weiße Männer des Westens konstruieren. Migrantische Männer werden demnach als gefährlich, kriminell und homophob konstruiert, und ihre Anwesenheit als Kennzeichen unsicherer Orte interpretiert. Ein Umstand, den queere Befragte in ihren Ausführungen betreffend ihre eigenen Erfahrungen nicht bestätigen, da die Migrations-Biografie bzw. die Wahrnehmung eines Mannes als migrantisch keinen zwangsläufigen Bezug zu ihrem (Un)Sicherheitsgefühl aufweist.

6.2 Städtische Räume als lokale Orte dominanter Männlichkeiten

Die Anpassung des Verhaltens und der Geschlechter-Performanz an verschiedene öffentliche Orte steht in Verbindung mit den dort bestehenden (Geschlechter-)Normen. Diese wahrgenommenen Normen sind zurückzuführen auf den Herstellungsprozess dieser Räume anhand von Geschlechterkonstruktionen („Verräumlichung von Geschlecht“) und sie beeinflussen, welche Körper- und Geschlechter-Performanzen in diesen Räumen (un)möglich gemacht werden. In diesem Kontext nennen die Befragten unterschiedlichste öffentliche Orte, an welchen verschiedene Verhaltensweisen und Performanzen begünstigt, erschwert oder gar unmöglich werden. Die Auswirkungen dieser wahrgenommenen Normen beeinflusst queere und nicht-queere Männer auf verschiedenste Arten in ihrem (Un)Sicherheitsgefühl und ihrer Geschlechter-Performanz.

Die Bezirke der Stadt Wien werden häufig als einzelne Räume zusammengefasst, auch wenn diese aus unterschiedlichen Räumen und Ortskategorien (Plätzen, Straßen etc.) bestehen. Im Sinne einer Syntheseleistung & Spacing (siehe hierzu Kapitel 3.1.2 ... *Räume*) werden die in diesen Räumen existierenden Güter und Menschen von den Befragten durch Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse zu einem einzigen wahrgenommenen Raum unter dem Namen des Bezirks zusammengefasst, wenn sie über einzelne Bezirke sprechen. Aus diesem Grund werden die einzelnen Bezirke ebenso mit Vorstellungen von Männlichkeit assoziiert und die Interviewten nehmen für die einzelnen Bezirke geschlechtlich-räumliche Normen wahr. Ähnliches lässt sich auch in Bezug auf U-Bahn-Linien bzw. -Stationen feststellen: Obwohl U-Bahn-Linien und deren Haltestationen sich rein geographisch über mehrere Kilometer innerhalb Wiens verteilen, werden sie von den Befragten oftmals als ein Raum wahrgenommen

und mit einer lokalen dominanten Form von Männlichkeit (in Anlehnung an Messerschmidt) innerhalb dieses Raums assoziiert.

Diese lokal dominanten Männlichkeiten werden von den Interviewten verschiedenst wahrgenommen. So werden etwa öffentliche Orte, wie der Reumannplatz oder der gesamte 10. Bezirk, welche mit Migrant*innen assoziiert werden, als Orte einer dominanten Form migrantischer Männlichkeit und damit mit einem (Un)Sicherheitsgefühl verbunden. Sowohl queere als auch nicht-queere Männer sprechen in Bezug auf Orte wie den 10., 16., oder 23. Bezirk, den Reumannplatz oder die U-Bahn-Linie U6 von einem erhöhten Gefühl der Aufregung oder Unsicherheit in Verbindung mit den dort wahrgenommenen Personen bzw. Männern. Wie bereits erläutert zeigt sich hier erneut die relationale Beziehung zwischen migrantischen und anderen Männlichkeiten. Als Räume, in welchen sich die autochthonen Befragten (als Teil der Mehrheitsgesellschaft) als Minderheit fühlen, verursachen solche Orte Unsicherheitsgefühle bei sowohl den queeren als auch nicht-queeren Männern.

Anders verhält es sich mit anderen Bezirken oder synthetisierten Räumen von Wien: Auch wenn diese mit lokal dominanten Formen von Männlichkeit assoziiert werden, werden sie nicht im gleichen Ausmaß als unsicher wahrgenommen. So werden die „inneren“ Bezirke – wörtlich oftmals als Gegenstück zu den migrantischen „äußeren“ Arbeiter-Bezirken genannt – von den nicht-queeren Männern als mehrheitlich sicher bezeichnet. Mit den an sie gerichteten Anforderungen von Männlichkeit können die befragten cisgender heterosexuellen Männer in diesem Setting besser umgehen, da sie den heteronormativen Ansprüchen der dort vorherrschenden lokalen dominanten Männlichkeit meist eher entsprechen. Im Kontrast dazu nehmen queere Männer auch in diesen Bezirken den Druck heteronormativer Vorstellungen von Männlichkeit wahr und benennen Unsicherheitsgefühle in sämtlichen Wiener Bezirken.

Im Kontext lokaler dominanter Männlichkeiten benennen queere Befragte einen für sie besonders interessanten Raum: den queeren Nachtclub. Als Ort des sicheren Auslebens und Performierens queerer Identitäten und queerer Männlichkeiten wird er von queeren Menschen nicht nur als sicherer Ort wahrgenommen, sondern stellt sich auch als Ort anti-hegemonialer Männlichkeiten dar. Diese Orte werden von den Befragten im Sinne der geschlechtlichen Konstruktion von Räumen mit Weiblichkeit und Femininität verbunden. Mit dem Gedanken des öffentlichen als männlich konnotierten Raum mit lokal dominanten Männlichkeiten eröffnen Räume wie queere Nachtclubs die Perspektive möglicher Räume mit queeren

Männlichkeiten als lokale, dominante, anti-hegemoniale Männlichkeiten. Im Gegensatz dazu würden andere Nachtclubs, welche ihr Angebot nicht explizit an queere Personen richten und keine Selektionskriterien beim Einlass durchführen, diese Möglichkeit für queere Personen nicht eröffnen.

6.3 Zwischen „sicheren Häfen“ und männlichen Angsträumen im öffentlichen Raum der Stadt Wien

Im Laufe der Erhebung werden öffentliche Orte von den Befragten meist aufgrund eigener Erfahrungen und gesellschaftlicher Zuschreibungen in eine der Kategorie „sicher“ oder „unsicher“ eingeordnet. Diese Zuordnungen sind nicht zwangsläufig mit den physischen Zuständen der Orte an sich zu verbinden, vielmehr sind es der gesellschaftliche Diskurs sowie die Wahrnehmungen der Interviewten, welche Orte als (un)sicher markieren. Gleichzeitig können städte-bauliche Gegebenheiten einen Einfluss auf das (Un)Sicherheitserleben von Personen im öffentlichen Raum haben. So können genügend Ausgänge aus geschlossenen Räumen oder ausreichend Lichtquellen in der Dunkelheit Maßnahmen sein, welche das Unsicherheitsgefühl (sowohl für Männer als auch für Frauen) verringern. Im Sinne einer kritischen Neu-Verwendung des „Angstraum“-Begriffs für den Umstand der männlichen Unsicherheit im öffentlichen Raum sollte dennoch angemerkt werden, dass es „ja nicht die Wände der Unterführungen sind, die angreifen“ (Dörhöferl Terlinde, 1988, in Ruhne, 2011, S. 71). Denn zwischen „sicheren Häfen“ (wie es ein Interview-Partner bezeichnet) und männlichen Angsträumen liegen gesellschaftliche Zuschreibungen, die soziale Konstruktion von Angsträumen und die Konstruktion queerer und nicht-queerer Männlichkeiten.

Es sind meist räumliche Enge und die Anwesenheit anderer, unbekannter Männer(gruppen), welche öffentliche Orte für die befragten Männer unsicher erscheinen lassen. Demnach würden beispielsweise stark befüllte, unterirdische U-Bahn-Steige in sämtlichen Interviewten ein Unsicherheitsgefühl auslösen. Tatsächlich zeigt sich die Ursache des Unsicherheitserlebens in solchen Situationen aber eher anhand der Übersichtlichkeit der Orte, sowie den sozialen Dynamiken und geschlechtlichen Zuschreibungen zwischen den Befragten und anderen Personen am selben Ort. Obwohl andere Männer für alle Interviewten als potentielle Gefahrenquelle wahrgenommen werden, sehen sich die nicht-queeren Befragten in einer anderen Position als queere Männer. Während queere Personen „Orte mit vielen heterosexuellen Männern“ aufgrund ihrer abweichenden Geschlechter-Performanz von

heteronormativen Männlichkeitsvorstellungen als grundsätzliche Angsträume beschreiben, betreiben cisgender heterosexuelle Männer eine Risikoabschätzung im Sinne des Wettbewerbs innerhalb der sozialen Ordnung von Männlichkeiten. Für sie ist es eine grundlegende Abwägung körperlicher Überlegenheit gegenüber den anderen an diesem Ort anwesenden Männern, welche entscheidet, ob sie sich in ihrer Männlichkeit unterlegen, und damit unsicher fühlen. Ebenso sprechen ausschließlich nicht-queere Männer in diesem Kontext von ihrer Rolle als Beschützer (fremder) Frauen im öffentlichen Raum als Teil ihres Konzepts von Männlichkeit. Ihre Zuweisung des aktiven männlichen Beschützers der zu beschützenden, passiven Frau, zeigt sich als Teil der wechselseitigen Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit der Befragten. Auch gelte es als Pflicht, welche sie in ihrer Position als Mann zu erfüllen hätten. Zugleich ist die eigene Position als mögliche wahrgenommene Bedrohung anderer Personen im öffentlichen Raum für die interviewten Männer in diesem Kontext kaum präsent.

Die Abhängigkeit der Kategorisierung eines Angstraums anhand der sozialen und geschlechtlichen Gegebenheiten zeigt sich besonders anhand des Umstandes, dass nicht nur eine Menschenmenge Unsicherheit auslösen könnte, sondern ebenso Menschenleere. Demnach sind es ebenfalls ihnen unbekannte und von Personen wenig frequentierte Orte, welche sämtliche Befragten als unsicher kategorisieren. Einerseits sei dies auf die gefühlte soziale Kontrolle (Veil, 2003, S. 122) zurückzuführen, welche durch die Anwesenheit anderer Menschen an einem Ort spürbar sei und somit das Sicherheitserleben fördern würde. Sind Orte menschenleer oder kaum frequentiert, schwindet dieses Gefühl demnach. Andererseits erhöht sich die eigene Wahrnehmung, als Ziel anderer Männer ausgewählt zu werden uns in unsichere Situationen zu geraten. Die andauernde Angst vor Gewalt macht sowohl queere als auch nicht-queere Männer besonders aufmerksam auf andere Menschen, wenn nur wenige von ihnen an einem Ort anwesend sind. Auch wenn die Gründe für diese Ängste und das Unsicherheitsgefühl verschiedene sind – eine nicht-normative Geschlechter-Performanz oder der Wettbewerb der Männlichkeiten – verbindet dieser Umstand die Erfahrungen der beiden Gruppen miteinander.

Doch welche signifikanten Orte innerhalb Wiens können nun als tatsächliche „sichere Häfen“ oder als männliche Angsträume genannt werden? Wie sich bereits anhand der emotionalen Karten (siehe hierzu Kapitel 5.2 *Auswertung der Emotionalen Karten*) bildlich erkennen lässt, sind so gut wie alle Orte des öffentlichen Raums der Stadt Wien in der Wahrnehmung der Befragten weder vollkommen sicher noch unsicher. Als Orte ständiger Aushandlung von

Geschlechterverhältnissen und Machtbeziehungen zeigt sich die Vorstellung „absoluter Sicherheit als Fiktion“, wie es Renate Ruhne (2011, S. 46–48) beschreibt. Die Unmöglichkeit der eindeutigen Bestimmung von (un)sicheren Orten hängt mit der dynamischen Konstruktion von Angsträumen zusammen, welche sich unter ständigem Einfluss von Geschlechter-, Raum- und (Un)Sicherheitsverhältnissen befinden. Vielmehr sind es die aktuellen Umstände, die Orte aufgrund ihrer temporären Konstruiertheit zu (un)sicheren werden lassen. Die immer wieder veränderlichen Dynamiken der bestehenden Geschlechter- und Machtverhältnisse erschaffen sowohl Angsträume als auch „sichere Häfen“ immer auf Basis einer momentanen geschlechtlich-räumlichen Konstruktion, welche ständigen Veränderungsprozessen unterliegt.

6.4 Strategien im Umgang mit (Un)Sicherheit: unsichtbare Performanzen vs. körperlicher Wettbewerb

Als negativ konnotierte und mit möglicher Gewalt verbundene, komplexe Emotion ist das Unsicherheitsgefühl eines, welches Menschen gerne vermeiden möchten. Unter Einbeziehung der relationalen Beziehung zwischen Männlichkeiten und der bereits beschriebenen Wahrnehmung anderer Männer als Gefahrenquelle schildern queere und nicht-queere Männer unterschiedliche Strategien, welche die tiefe Verbindung des (Un)Sicherheitserlebens mit ihrer Geschlechteridentität beschreiben. So benennen die befragten Männer etwa universale Strategien zur Herstellung eines erhöhten Sicherheitsgefühls, wie beispielsweise die Ablenkung mithilfe ihres Smartphones oder anderer anwesenden Personen. Dennoch attestieren alle Befragten eine dauerhaft notwendige Aufmerksamkeit für das Umfeld, in welchem sie sich in den jeweiligen Situationen befinden. Die Präsenz der Unsicherheit beeinflusst somit nicht nur das emotionale Erleben der befragten Männer, sondern ebenso ihr Verhalten und als auch ihre Geschlechter-Performanz.

Viele der Befragten benennen das Unsicherheitsgefühl als emotionales Erleben mit sowohl körperlichen als auch mentalen Reaktionen. In diesem Sinne haben die Selbstberuhigung, das Ignorieren der Situation sowie die Ablenkung den Zweck, die wahrgenommene Unsicherheit zu verdrängen und ihr keinen Raum zu geben. Ist dies nicht möglich, legen die Interviewten zwei mögliche Strategien zur Herstellung eines Sicherheitsgefühls offen: Einerseits sind es besonders queere Männer, welche eine Veränderung ihrer Geschlechter-Performanz als Strategie ansprechen, um in unsicheren Situationen und Umgebungen ein Sicherheitsgefühl herzustellen. Unter Einbezug ihnen bekannter heteronormativer Männlichkeitskonstruktionen

versuchen sie sich, diesen anzupassen und „einfach zu verschwinden“, wie es einer der queeren Männer pointiert formuliert. Dies ist nicht verwunderlich, da es besonders sie sind, welche unter heteronormativen Geschlechterverhältnissen möglichen Strafmaßnahmen ausgesetzt werden. Unter der Erwartung eines Übergriffs bzw. Hasskriminalität aufgrund ihrer Identität in Verbindung mit erlebter Unsicherheit ist dies eine der präsentesten Strategien queerer Männer im gesamten öffentlichen Raum der Stadt Wien. Diese Strategie erstreckt sich in ihrer Anwendung durch die Befragten über sämtliche Ortsarten und wird sowohl proaktiv in der Erwartung von Unsicherheit als auch im Rahmen spontan auftretender Unsicherheitsgefühle angewendet. Gleichzeitig sollte dies nicht unbedingt als eine Strategie verstanden werden, welche das Unsicherheitserleben vollkommen ablösen kann. Vielmehr ist es als Strategie zur weitestmöglichen Minimierung dieses Gefühls zu betrachten. Denn auch wenn die queeren Interviewten ihre Geschlechter-Performanz anpassen, ist dies – in Judith Butlers Worten – lediglich als „Überlebensstrategie in Zwangssystemen“ zu betrachten, um nicht dafür bestraft zu werden, wenn queere Männer „ihre Geschlechtsidentität nicht ordnungsgemäß in Szene setzen“ (Butler, 2021, S. 205).

Andererseits ist es das Bewegen innerhalb einer Gruppe im öffentlichen Raum, welches zur Steigerung des Sicherheitsgefühls herangezogen wird. Dies wird nicht nur von queeren, sondern auch von nicht-queeren Männern mehrfach angemerkt, wobei diese anhand der Geschlechter-Zusammensetzung der Gruppe differenzieren. Während queere Männer eine generell erhöhtes Sicherheitsgefühl wahrnehmen, wenn sie sich durch Freund*innen oder andere Personen in einer Gruppe geschützt fühlen, zeigen sich für nicht-queere Männer vergeschlechtlichte Unterschiede in der möglichen Steigerung des Sicherheitserlebens. Wie bereits erwähnt ist es die wechselseitig Geschlechterkonstruktion von starker, sicherer Männlichkeit gegenüber schwacher, unsicherer Weiblichkeit, welche die (Un)Sicherheits-Wahrnehmung von cisgender heterosexuellen Männern beeinflusst. Demnach nehmen sie Frauen als Teil ihrer sozialen Gruppe im öffentlichen Raum als einen Unsicherheitsfaktor wahr. Da Weiblichkeit als verletzlich und unsicher konstruiert wird, und nicht-queere Männer sich aufgrund der normativen Ansprüche an ihre Männlichkeit zwangsläufig als Beschützer von Frauen konstruieren, verringere ein höherer Frauenanteil in ihrem Umfeld ihr subjektives Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum massiv. Diese Projektion ihrer Konzepte von Geschlecht auf Frauen in ihrer sozialen Gemeinschaft trägt nicht nur zur Rekonstruktion von Weiblichkeit als unsicher und verletzlich bei, sondern reproduziert ebenso die Zuschreibungen der Dichotomie der Öffentlichkeit als männlich und der Privatheit als weiblich. Dies lässt sich

zusätzlich daran festmachen, dass alle nicht-queeren Befragten angeben, dass sie sich in der Bewegung durch den öffentlichen Raum innerhalb einer rein männlichen Gruppe am sichersten fühlen, da diese sie in der körperlichen Verteidigung gegenüber anderen Männern unterstützen würden. Wie sich anhand dieses Beispiels erneut aufzeigen lässt, wird Männlichkeit im Kontext subjektiver (Un)Sicherheitserfahrungen oftmals als (körperlicher) Wettbewerb erkennbar.

Als Reaktion auf ein akut auftretendes Unsicherheitsgefühl ist es oftmals die klassische Unterscheidung zwischen „fight or flight“, welche sich als letzte Möglichkeiten präsentiert. Dies geschieht in den meisten Fällen unter einer Abwägung der eigenen körperlichen Sicherheit in Bezug auf die äußerlich wahrgenommene Gefahr („Vulnerabilitätshypothese“). Dennoch lässt sich auch hier ein Unterschied zwischen den Erfahrungen der beiden Gruppen erkennen: Während nicht-queere Männer wie bereits erläutert Abwägungen in Bezug auf die vermeintliche Gefahr der anderen (meist männlichen) Personen treffen, schließen queere Personen die gewaltvolle Konfrontation meist vollkommen aus. Obwohl die Gruppengemeinschaft oftmals eine mögliche Verteidigung gegenüber einem Angreifer eher ermöglichen würde, sehen sich queere Männer in der Position zu fliehen und körperlichen Konfrontationen zu entgehen. Die Unbemertheit sei demnach dem Wettbewerb mit anderen Männern immer vorzuziehen. Was diesbezüglich als unbemerkte, „normale“ und „angemessene Geschlechter-Performanz gilt, wird hierbei vorab durch die permanente Zur-Schau-Stellung heteronormativer Lebensweisen in Räumen verfestigt. Anstatt für ihre nicht-normative Geschlechter-Performanz Policing in Form von Gewalt zu erfahren, wird sich zum Selbstschutz an bestehenden geschlechtlichen und heteronormativen Raumnormen und -ordnungen angepasst.

7 Fazit & Ausblick

Diese Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, das komplexe Phänomen des (angeblich nicht auftretenden) männlichen (Un)Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum der Stadt zu untersuchen, und die unterschiedlichen Erfahrungen und Strategien queerer und nicht-queerer Männer im Umgang mit (Un)Sicherheit in Beziehung zueinander zu setzen. Anhand einer qualitativen Herangehensweise sollten so Fragen nach Männlichkeitskonstruktionen, männlicher Performanz von Geschlecht und auch dem subjektiven Verständnis männlicher (Un)Sicherheit beantwortet werden. Dabei wurden verschiedene Konzepte und Theorien rund um die Konstruiertheit von Geschlecht, Raum und (Un)Sicherheit sowie der sozialen Organisation von Männlichkeiten herangezogen, um den Forschungsgegenstand in seiner Komplexität erfassen zu können. Die Auswertung des generierten Materials, bestehend aus insgesamt neun Emotionalen Karten sowie zugehörigen durchgeführten Interviews, erweisen sich in mehrfacher Hinsicht als aufschlussreich. Im Rahmen meiner Analyse konnte das vielschichtige Wirkungsgefüge des männlichen (Un)Sicherheitsgefühls im öffentlichen Raum der Stadt Wien so auf diversen Ebenen untersucht werden. Die Differenz in den Männlichkeitskonstruktionen und Geschlechter-Performanzen queerer und nicht-queerer Männer in Bezug auf hegemoniale Männlichkeiten stellen dabei den Kern der Ergebnisse dar.

Im Sinne Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit und Butlers Performativität von Geschlecht zeigt sich im Forschungsfeld der (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum die Wirkungsmächtigkeit patriarchaler Gesellschaftsstrukturen. Nicht nur werden heteronormative Männlichkeiten privilegiert und naturalisiert, queere Männlichkeiten werden als „weiblich“ konnotiert und als untergeordnete Männlichkeiten abgewertet. Die Implikationen, welche dies für das (Un)Sicherheitsgefühl so wie die Wahrnehmung der Unsicherheit im öffentlichen Raum Wiens hat, sind weitreichend. Während queere Männer sich immer ihrer Geschlechter-Performanz bewusst sein und diese im Falle anpassen müssen, sind es cisgender heterosexuelle Männer, die sich als „unmarkierte“ Männer im Wettbewerb miteinander sehen. Während queere Männer sich demnach um Freiheit von Bestrafung aufgrund ihrer nicht-normativen Geschlechter-Performanz sehnen, befinden sich nicht-queere Männer in einem Machtkampf um männliche Vorherrschaft.

Gemeinsam haben sämtliche dieser Männer dennoch den Auslöser ihres Unsicherheitserlebens: andere Männer. So ist ihr (Un)Sicherheitsgefühl von der Anwesenheit anderer (cisgender heterosexueller) Männer an öffentlichen Orten abhängig. Männliche Angsträume sind demnach

tief in der räumlich-geschlechtlichen Konstruiertheit des männlich konnotierten öffentlichen Raums verankert. Ob sie sich an Orten (un)sicher fühlen, machen Männer in Relation zu den Männlichkeitszuschreibungen der anderen anwesenden Männer fest. Diese ständige Veränderbarkeit des Status eines Ortes als (un)sicher lässt die Fiktion absoluter Sicherheit erkennbar werden. Es sind nicht physische Orte, welche Unsicherheitsgefühle verursachen würden, es sind die Geschlechterverhältnisse und deren Wirkmächtigkeit, welche an diesen Orten spürbar werden. Genauso sind es die Strategien zur Herstellung von Sicherheit, welche im Endeffekt abhängig von den bestehenden Geschlechter- und Machtverhältnissen sind.

Auch wenn diese Arbeit nur die bestehende Forschungslücke ein Stück schließen kann, ist sie im Kontext der (Un)Sicherheitsforschung dennoch von großem Interesse. Gleichzeitig sind wie in jedem Forschungsvorhaben Grenzen gesetzt: So konnten aufgrund der Größe und Zusammensetzung keine signifikanten Aussagen über die Unterschiede des (Un)Sicherheitserlebens von cisgender und trans*gender Männern gemacht werden, als auch autochthonen und migrantischen Männern. Mit Blick auf die Vielfalt von Männlichkeiten und ihr relationales Zusammenspiel untereinander wäre dies in zukünftiger Forschung wünschenswert, um die das Phänomen der männlichen (Un)Sicherheit in seiner umfassenden Komplexität erfassen zu können.

Wie bereits in vielen Publikationen zum diesem Themenbereich festgehalten ist es dennoch ein zentrales Learning für Maßnahmen zur Minimierung des Unsicherheitserlebens im öffentlichen Raum: Einfache städte-bauliche Änderungen greifen zu kurz, um Angstgefühle an öffentlichen Orten zu minimieren und ein Sicherheitsgefühl zu schaffen. Es braucht vielmehr gesellschaftliche Veränderung in Bezug auf Konzepte von Männlichkeit, wenn ein sicherer öffentlicher Raum für alle Menschen geschaffen werden soll. Wird dies in den Städten der Zukunft nicht miteinbezogen, bleiben urbane Städte wie Wien nur sicher für die Einzelnen (Männer) anstatt den Vielen.

Literaturverzeichnis

- Alexopoulou, M. (2023). „Rasse“/race. In I. Bartels, I. Löhr, C. Reinecke, P. Schäfer, & L. Stielike (Hrsg.), *Umkämpfte Begriffe der Migration. Ein Inventar*. (S. 283–298). transcript Verlag.
- Anzani, A., Decaro, S. P., & Prunas, A. (2023). Trans Masculinity: Comparing Trans Masculine Individuals' and Cisgender Men's Conformity to Hegemonic Masculinity. *Sexuality Research and Social Policy*, 20(2), 539–547. <https://doi.org/10.1007/s13178-021-00677-5>
- Askins, K., & Pain, R. (2011). Contact Zones: Participation, Materiality, and the Messiness of Interaction. *Environment and Planning D: Society and Space*, Volume 29(5), 803–821. <https://doi.org/10.1068/d111109>
- Babka, A., & Posselt, G. (with Seitz, S., & Schmidt, M.). (2016). *Gender und Dekonstruktion: Begriffe und kommentierte Grundagentexte der Gender- und Queer-Theorie*. facultas. <https://doi.org/10.36198/9783838547251>
- Bals, N. (2004). Kriminalität als Stress: Bedingungen der Entstehung von Kriminalitätsfurcht. *Soziale Probleme*, 15(1), 54–76.
- Baur, N., & Luedtke, J. (2008). Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 7–29). Barbara Budrich.
- Bauriedl, S., Fleischmann, K., Strüver, A., & Wucherpfennig, C. (2000). Verkörperte Räume - „verräumte“ Körper: Zu einem feministisch-poststrukturalistischen Verständnis der Wechselwirkungen von Körper und Raum. *Geographica Helvetica*, 55(2), 130–137. <https://doi.org/10.5194/gh-55-130-2000>
- Becker, R. (2010). Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 806–819). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Behnke-Vonier, C., & Meuser, M. (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Leske + Budrich.
- Billmann-Mahecha, E., & Drexler, H. (2020). Auswertung von Zeichnungen. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 731–749). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_53
- Boddy, C. R. (2016). Sample size for qualitative research. *Qualitative Market Research: An International Journal*, 19(4), 426–432. <https://doi.org/10.1108/QMR-06-2016-0053>
- Böhnisch, L., & Winter, R. (1997). *Männliche Sozialisation: Bewältigungsprobleme*

- männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf* (3. Aufl.). Juventa-Verl.
- Bourdieu, P. (1991). Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum. In M. Wentz (Hrsg.), *Stadt-Räume* (S. 25–34). Campus-Verlag.
- Bourdieu, P. (2012). *Die männliche Herrschaft* (6. Aufl.). Suhrkamp.
- Breuer, B. (2003). Öffentlicher Raum ein multidimensionales Thema. *Informationen zur Raumentwicklung*, Heft 1/2, 5–13.
- Brownlow, A. (2005). A geography of men's fear. *Geoforum*, 36(5), 581–592. <https://doi.org/10.1016/j.geoforum.2004.11.005>
- Butler, J. (2013). *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung* (7. Aufl., Dt. Erstausg., Orig.-Ausg.). Suhrkamp.
- Butler, J. (2017). *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (9. Auflage). Suhrkamp.
- Butler, J. (2021). *Das Unbehagen der Geschlechter* (22. Aufl.). Suhrkamp.
- Carro, D., Valera, S., & Vidal, T. (2010). Perceived insecurity in the public space: Personal, social and environmental variables. *Quality & Quantity*, 44(2), 303–314. <https://doi.org/10.1007/s11135-008-9200-0>
- Choi, J., & Merlo, A. V. (2021). Gender Identification and the Fear of Crime: Do Masculinity and Femininity Matter in Reporting Fear of Crime? *Victims & Offenders*, 16(1), 126–147. <https://doi.org/10.1080/15564886.2020.1787282>
- CohenMiller, A. S. (2018). Visual Arts as a Tool for Phenomenology. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 19(1), 22.
- Connell, R. (2013). *Gender* (I. Lenz & M. Meuser, Hrsg.; Bd. 53). Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19414-1>
- Connell, R. (2015). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (4. Auflage, Bd. 8). Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3>
- Day, K. (2001). Constructing Masculinity and Women's Fear in Public Space in Irvine, California. *Gender, Place & Culture*, 8(2), 109–127. <https://doi.org/10.1080/09663690120050742>
- Day, K., Stump, C., & Carreon, D. (2003). Confrontation and loss of control: Masculinity and men's fear in public space. *Journal of Environmental Psychology*, 23(3), 311–322. [https://doi.org/10.1016/S0272-4944\(03\)00024-0](https://doi.org/10.1016/S0272-4944(03)00024-0)
- Deinet, U. (2013). *Innovative Offene Jugendarbeit: Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Kinder- und Jugendarbeit* (1. Aufl.). Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzgh1>

- Eckert, J. (2019). *Gesellschaft in Angst?: Zur theoretisch-empirischen Kritik einer populären Zeitdiagnose* (1. Aufl., Bd. 56). transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839448472>
- Ekman, P. (2016). What Scientists Who Study Emotion Agree About. *Perspectives on Psychological Science*, 11(1), 31–34. <https://doi.org/10.1177/1745691615596992>
- Feistritzer, G., & Stangl, W. (2006). Wie oft ängstigen sich Ängstliche, wenn sie sich ängstigen? Häufigkeit und Intensität von Kriminalitätsängsten am Beispiel der Wiener Bevölkerung. *Neue Kriminalpolitik*, 18(1), 29–32.
- Fellner, A. M. (2019). USA: Geschlechterforschung von Women's to Queer Studies. In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Bd. 65, S. 1445–1553). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Fuchs, W. (2021). *Hate Crime in Österreich. Konzept, Rechtsrahmen, Datengrundlagen, Verbreitung und Auswirkungen von vorurteilsmotivierten Straftaten* (S. 163) [Pilotbericht]. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie.
- Gabb, J. (2009). Researching Family Relationships: A Qualitative Mixed Methods Approach. *Methodological Innovations Online*, 4(2), 37–52. <https://doi.org/10.1177/205979910900400204>
- Gabb, J., & Singh, R. (2015). The Uses of Emotion Maps in Research and Clinical Practice with Families and Couples: Methodological Innovation and Critical Inquiry. *Family Process*, 54(1), 185–197. <https://doi.org/10.1111/famp.12096>
- Gates, G. J. (2012). LGBT Identity: A Demographer's Perspective. *LOYOLA OF LOS ANGELES LAW REVIEW*, 45(3), 693–714.
- Gerber, M. M., Hirtenlehner, H., & Jackson, J. (2010). Insecurities about crime in Germany, Austria and Switzerland: A review of research findings. *European Journal of Criminology*, 7(2), 141–157. <https://doi.org/10.1177/1477370809356871>
- Gildemeister, R. (2001). Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In C. Rademacher & P. Wiechens (Hrsg.), *Geschlecht—Ethnizität—Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. (S. 65–87). Leske + Budrich.
- Gildemeister, R. (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In R. Becker, B. Kortendiek, B. Budrich, I. Lenz, S. Metz-Göckel, U. Müller, & S. Schäfer (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 137–145). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, R., & Wetterer, A. (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*

(S. 201–254). Kore.

Goldman, A., Gervis, M., & Griffiths, M. (2022). Emotion mapping: Exploring creative methods to understand the psychology of long-term injury. *Methodological Innovations*, 15(1), 16–28. <https://doi.org/10.1177/20597991221077924>

Häberlin, U. (2008). (Un-)Sicherheit und Urbanität. Ein Beitrag der Stadtforschung zum subjektiven Sicherheitsempfinden von Wien. *Beiträge zur Stadtentwicklung*, 11.

Häberlin, U. (2014). *Sicherheitsempfinden in Wien. Sonderauswertung der Sozialwissenschaftlichen Grundlagenstudie II für Wien* (S. 39). Stadt Wien MA18 Stadtentwicklung und Stadtplanung Referat Landschaft und öffentlicher Raum.

Haraway, D. (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Campus.

Hart, P., & Painsi, P. (2015). *LGBTI Gewalterfahrungen Umfrage. Eine Studie zu Hassverbrechen in Österreich* (S. 63) [Projektbericht]. IG Soziologie Forschung.

Haruna, H., & Schearer, J. (2013, Januar 31). *Über Schwarze Menschen in Deutschland berichten – ISD*. isdonline.de. <https://isdonline.de/uber-schwarze-menschen-in-deutschland-berichten/>

Heasley, R. (2005). Queer Masculinities of Straight Men: A Typology. *Men and Masculinities*, 7(3), 310–320. <https://doi.org/10.1177/1097184X04272118>

Helfferrich, C. (2022). Leitfaden- und Experteninterviews. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 875–892). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37985-8_55

Huxel, K. (2008). Ethnizität und Männlichkeitskonstruktion. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. (S. 61–78). Barbara Budrich.

Jäger, U. (2005). Konstruktivistische Geschlechterforschung als Theoriebaustelle und Ort der konstruktiven Auseinandersetzung. In N. Degele & R. Brand (Hrsg.), *Queering gender—Queering society* (S. 302–308). Jos-Fritz-Verl.

Johansson, S., & Haandrikman, K. (2023). Gendered fear of crime in the urban context: A comparative multilevel study of women's and men's fear of crime. *Journal of Urban Affairs*, 45(7), 1238–1264. <https://doi.org/10.1080/07352166.2021.1923372>

Kapeller, D., & Rohrbacher, A. (2017). *Sicherheitsempfinden von Frauen in Graz Strategien zur Verbesserung* [Forschungsbericht]. PERIPHERIE. Institut für praxisorientierte Genderforschung.

Klamt, M. (2012). Öffentliche Räume. In F. Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* (S. 775–804). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94112-7_34

- Klapeer, C. M., & Schönpflug, K. (2020). De/constructing spaces of queer fear: Rassisierte und klassisierte Stadt- und Raumkonstruktionen am Beispiel Wien. *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 12(1–2020), 78–94. <https://doi.org/10.3224/gender.v12i1.06>
- Klaus, E., & Drücke, R. (2008). Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. (S. 237–244). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klaus, L., Germes, M., & Guarascio, F. (2022). Emotional Mapping und partizipatives Kartieren – ungehörte Stimmen sichtbar machen. *Handbuch Kritisches Kartieren*, 51, 37–54. <https://doi.org/10.1515/9783839459584-003>
- Koskela, H. (1999). ‘gendered exclusions’: Women’s fear of violence and changing relations to space. *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, 81(2), 111–124. <https://doi.org/10.1111/j.0435-3684.1999.00052.x>
- Krauß, J., & Schwimmer, E. (2021). Städtische Angsträume – Analyse zur Steigerung der gendergerechten Stadtplanung für mehr Sicherheit bei Nacht. In M. Schrenk, V. V. Popovich, P. Zeile, P. Elisei, C. Beyer, J. Ryser, & G. Stöglehner (Hrsg.), *CITIES 20.50 – Creating Habitats for the 3rd Millennium: Smart – Sustainable – Climate Neutral. Proceedings of REAL CORP 2021, 26th International Conference on Urban Development, Regional Planning and Information Society*. (S. 745–756). REAL CORP, Vienna. CORP - Competence Center of Urban and Regional Planning.
- Kutschinske, K., & Meier, V. (2000). „...sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen...“: Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion. *Geographica Helvetica*, 55(2), 138–145. <https://doi.org/10.5194/gh-55-138-2000>
- Lemke, R. (2023). Linking Public Opinion Perception, Minority, and Stigma – An Integrated Model of Hiding Male Same-Sex Affection in Public. *Journal of Homosexuality*, 70(11), 2319–2347. <https://doi.org/10.1080/00918369.2022.2059970>
- Lorber, J. (1994). *Paradoxes of gender*. Yale University Press,.
- Löw, M. (1997). Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis. *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996*, 451–463.
- Löw, M. (2009). *Raumsoziologie* (Orig.-Ausg., 1. Aufl., 6. [Dr.]). Suhrkamp.
- Lutz, H. (2019). Migration und Geschlecht: Die soziale Konstruktion von Differenzverhältnissen. In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch*

- Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Bd. 65, S. 803–812). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_52
- Maihofer, A. (2004). Geschlecht als soziale Konstruktion—Eine Zwischenbetrachtung. In U. Helduser, D. Marx, T. Paulitz, & K. Pühl (Hrsg.), *Unter construction? Konstruktivistische Perspektiven feministischer Theorie und Forschungspraxis* (Bd. 24, S. 33–43). Campus. https://usearch.uaccess.univie.ac.at/primo-explore/fulldisplay/UWI_almanz71430280430003331/UWI
- Mayer, H. O. (2013). *Interview und schriftliche Befragung: Grundlagen und Methoden empirischer Sozialforschung*. Oldenbourg Wissenschaftsverlag. <https://doi.org/10.1524/9783486717624>
- McGrath, L., Mullarkey, S., & Reavey, P. (2020). Building visual worlds: Using maps in qualitative psychological research on affect and emotion. *Qualitative Research in Psychology*, 17(1), 75–97. <https://doi.org/10.1080/14780887.2019.1577517>
- Mehta, A. (1999). Embodied Discourse: On gender and fear of violence. *Gender, Place & Culture*, 6(1), 67–84. <https://doi.org/10.1080/09663699925150>
- Meissner, H. (2008). *Die soziale Konstruktion von Geschlecht – Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen*.
- Messerschmidt, J. W. (2018). *Hegemonic Masculinity: Formulation, Reformulation and Amplification*. Rowman & Littlefield.
- Messerschmidt, J. W., & Messner, M. A. (2018). Hegemonic, Nonhegemonic, and “New” Masculinities. In J. W. Messerschmidt, M. A. Messner, R. Connell, & P. Y. Martin (Hrsg.), *Gender Reckonings: New Social Theory and Research* (S. 35–56). New York University Press.
- Meuser, M. (2008). Ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 33–44). Budrich.
- Meuser, M. (2010). *Geschlecht und Männlichkeit: Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (3. Aufl). VS, Verl. für Sozialwissenschaften.
- Moore, S. E. H., & Breeze, S. (2012). Spaces of Male Fear: The Sexual Politics of Being Watched. *British Journal of Criminology*, 52(6), 1172–1191. <https://doi.org/10.1093/bjc/azs033>
- Namaste, V. K. (2006). Genderbashing. Sexuality, Gender, and the Regulation of Public Space. In S. Stryker & S. Whittle (Hrsg.), *The Transgender Studies Reader* (S. 584–600). Routledge.
- Nold, C. (2009). *Emotional cartography: Technologies of the self*. publisher not identified.
- Pain, R. (1997). Social Geographies of Women’s Fear of Crime. *Transactions of the Institute*

of British Geographers, Vol. 22(2), 231–244.

Pánek, J. (2018). Emotional Maps: Participatory Crowdsourcing of Citizens' Perceptions of Their Urban Environment. *Cartographic Perspectives*, 91, 17–29. <https://doi.org/10.14714/CP91.1419>

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (A. Mohr, Hrsg.; 4., erweiterte Auflage). Oldenbourg Verlag. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>

Pühl, K., Paulitz, T., Marx, D., & Helduser, U. (2004). Under construction?: Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis - eine Einführung. In U. Helduser, D. Marx, T. Paulitz, & K. Pühl (Hrsg.), *Under construction?: Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis* (Bd. 24, S. 11–30). Campus. <https://usearch.uaccess.univie.ac.at/primo-explore/fulldisplay>

Putz, M. (2023). Pionierinnen-Arbeit in Wien. *G+L Magazin für Landschaftsarchitektur und Stadtplanung*, 07, 14–18.

Reid, L. W., & Konrad, M. (2004). The Gender Gap in Fear: Assessing the Interactive Effects of Gender and Perceived Risk on Fear of Crime. *Sociological Spectrum*, 24(4), 399–425. <https://doi.org/10.1080/02732170490431331>

Reinecke, J. (1991). *Interviewer- und Befragtenverhalten: Theoretische Ansätze und methodische Konzepte*. Westdt. Verl.

Rolfes, M. (2015). *Kriminalität, Sicherheit und Raum: Humangeographische Perspektiven der Sicherheits- und Kriminalitätsforschung*. Franz Steiner Verlag.

Rölle, D., & Flade, A. (2004). Theorien und Modelle zur Erklärung von Unsicherheitsgefühlen im öffentlichen Raum. *Kriminalistk. Unabhängige Zeitschrift für kriminalistische Wissenschaft und Praxis*, 12/2004, 774–780.

Ruhne, R. (2002). RaumMachtGeschlecht. Eine Annäherung an ein machtvolleres Wirkungsgefüge zwischen Raum und Geschlecht am Beispiel von (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum. *Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie*, 16(1), 107–121.

Ruhne, R. (2003). ‚Sicherheit‘ ist nicht die Abwesenheit von ‚Unsicherheit‘—Die soziale Konstruktion geschlechterspezifischer (Un)Sicherheit im öffentlichen Raum. In N. Gestring, H. Glasauer, C. Hannemann, W. Petrowsky, & J. Pohlan (Hrsg.), *Jahrbuch StadtRegion 2002. Schwerpunkt: Die sichere Stadt* (S. 55–73). Leske + Budrich.

Ruhne, R. (2011). *Raum Macht Geschlecht: Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum* (2. Aufl.). VS, Verl. für Sozialwissenschaften.

Ruhne, R. (2016). Ein- und Ausschlüsse. Geschlechterfragen im Spiegel öffentlich-privater

- Raumverhältnisse bei/ mit Norbert Elias. In S. Lessenich (Hrsg.), *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*.
- Ruhne, R. (2019). (Sozial-)Raum und Geschlecht: Als strukturierendes Element des Sozialraums. In F. Kessl & C. Reutlinger (Hrsg.), *Handbuch Sozialraum* (Bd. 14, S. 203–224). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19983-2_16
- Ruhne, R. (2020). Urbane ‚Angsträume‘ – Die Stadt als ein vergeschlechtlichtes Bedrohungsszenario. In I. Breckner, A. Göschel, & U. Matthiesen (Hrsg.), *Stadtsoziologie und Stadtentwicklung: Handbuch für Wissenschaft und Praxis* (S. 429–439). Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. <https://doi.org/10.5771/9783845276779>
- Scheibelhofer, P. (2018). *Der fremd-gemachte Mann: Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext*. Springer VS.
- Schlosser, F., & Zeile, P. (2018). Angsträume und Stressempfinden im urbanen Kontext. In M. Schrenk & Verein CORP - Competence Center of Urban and Regional Planning (Hrsg.), *Expanding cities—Diminishing space: Are „smart cities“ the solution or part of the problem of continuous urbanisation around the globe?: REAL CORP 2018: Proceedings of the 23rd International Conference on Urban Planning, Regional Development and Information Society* (S. 75–85). REAL CORP, Wien. Selbstverlag des Vereins CORP - Competence Center of Urban and Regional Planning.
- Schönpflug, K., Hofmann, R., Klapeer, C. M., Huber, C., & Eberhardt, V. (2015). „Queer in Wien“. *Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Personen und Intersexuellen (LGBTIs)* [Projektbericht]. Institut für Höhere Studien.
- Schroer, M. (2019). *Räume der Gesellschaft: Soziologische Studien*. Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21964-2>
- Schuster, N. (2012). Queer Spaces. In F. Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* (S. 633–659). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94112-7_28
- Siebel, W., & Wehrheim, J. (2003). Öffentlichkeit und Privatheit in der überwachten Stadt. *disP - The Planning Review*, 39(153), 4–12. <https://doi.org/10.1080/02513625.2003.10556843>
- Spain, D. (2008). Gendered spaces and the public realm. In *Research in Urban Sociology* (Bd. 9, S. 9–28). Emerald (MCB UP). [https://doi.org/10.1016/S1047-0042\(07\)00001-3](https://doi.org/10.1016/S1047-0042(07)00001-3)
- Stadt Wien, Magistratsdirektion – Geschäftsbereich Bauten und Technik. (o.J.). *Sicherheit im öffentlichen und halböffentlichen Raum*. <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/alltagundfrauen/sicherheit.html>
- Tervooren, A. (2007). Männlichkeiten und Sozialisation. Die allmähliche Verfertigung der

- Körper. In M. Bereswill, M. Meuser, & S. Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 84–100). Westfälisches Dampfboot.
- Ucar, K., & Gschiegl, S. (2009). *Wiener Lebensqualitätsstudien. Forschungsprojekt sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung für Wien 2008* (Stadt Wien, Stadtentwicklung und Stadtplanung, Hrsg.). Magistratsabt. 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung.
- Ural, N. Y. (2022). Sara Ahmed: The Cultural Politics of Emotions. In K. Senge, R. Schützeichel, & V. Zink (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Emotionssoziologie* (2. Aufl., S. 31–40). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-37869-1>
- Van Der Vaart, G., Van Hoven, B., & Huigen, P. P. P. (2018). Creative and Arts-Based Research Methods in Academic Research. Lessons from a Participatory Research Project in the Netherlands. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol 19(2)*, 30. <https://doi.org/10.17169/FQS-19.2.2961>
- Van Eijk, G. (2017). Between Risk and Resistance: Gender Socialization, Equality, and Ambiguous Norms in Fear of Crime and Safekeeping. *Feminist Criminology, 12(2)*, 103–124. <https://doi.org/10.1177/1557085115605905>
- Veil, K. (2003). Urbane Sicherheitsstrategien—Das Beispiel Coventry. In N. Gestring, H. Glasauer, C. Hannemann, W. Petrowsky, & J. Pohlan (Hrsg.), *Jahrbuch StadtRegion 2002. Schwerpunkt: Die sichere Stadt* (S. 117–124). Leske + Budrich.
- Verwiebe, R., Haindorfer, R., Dorner, J., Liedl, B., & Riederer, B. (2018). *Lebensqualität in einer wachsenden Stadt: Wiener Lebensqualitätsstudie 2018* (Stadt Wien, Stadtentwicklung und Stadtplanung, Hrsg.). Stadt Wien MA 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung.
- Von Redecker, E. (2011). Performativität – das Auftreten von Normen. In E. Von Redecker, *Zur Aktualität von Judith Butler* (S. 55–85). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93350-4_4
- Wastl-Walter, D. (2012). *Gender Geographien: Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen* (1. Aufl.). Franz Steiner Verlag. <https://doi.org/10.25162/9783515099851>
- Weinreb, A. R., & Rofè, Y. (2013). MAPPING FEELING: AN APPROACH TO THE STUDY OF EMOTIONAL RESPONSE TO THE BUILT ENVIRONMENT AND LANDSCAPE. *Journal of Architectural and Planning Research, 2(30)*, 217–226.
- Wetterer, A. (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (S. 126–136). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_16

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Vergleich subjektives Sicherheitsgefühl der Bevölkerung fünf europäischer Großstädte (Häberlin, 2008, S. 2).....	7
Abbildung 2: Entwicklung des subjektiven Sicherheitsgefühls in Wien zwischen 1995-2018 (Verwiebe et al., 2018, S. 47).....	8
Abbildung 3: Unterschiede im Angsterleben von Wiener*innen aufgrund von geschlechtlicher/sexueller Identität (Klapeer & Schönpflug, 2020, S. 84).....	9
Abbildung 4: Zeitplan der Materialgenerierung zwischen Juni und September 2024 (eigene Darstellung).....	59
Abbildung 5: Einladung zur Teilnahme an Interviews für Social Media (eigene Darstellung)	59
Abbildung 6: Emotionen-Rad zur Veranschaulichung verwendbarer Emotionen im Emotionalen Mapping (eigene Darstellung in Anlehnung an Ekman, 2016; L. Klaus et al., 2022)	62
Abbildung 7: Beispiel einer emotionalen Karte einer anderen Studie enthalten in der Aufgabenstellung des Emotionalen Mappings (Goldman et al., 2022, S. 19)	62
Abbildung 8: Wohnbezirke der Befragten sowie Fahrtroute der U-Bahn-Linie U6 (eigene Darstellung).....	66
Abbildung 9: Emotionale Karte als Mind-Map (Nr. 1).....	68
Abbildung 10: Emotionale Karte als Liste (Nr. 2)	68
Abbildung 11: Emotionale Karte als bildliche Zeichnungen (Nr. 4).....	69
Abbildung 12: Emotionale Karte als Diagramm (Nr. 8)	69
Abbildung 13: Emotionale Karte mit farblich kodierten Orten (Nr. 9).....	70
Abbildung 14: Emotionen in den Emotionalen Karten gruppiert (eigene Darstellung).....	73

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Abfrage über Daten und Identitätsmerkmale der interviewten Personen (eigene Darstellung).....	65
Tabelle 2: In Emotionalen Karten enthaltene Orte, kategorisiert nach Zugänglichkeit, Ortskategorien und spezifisch festgehaltenen Orten (eigene Darstellung)	72
Tabelle 3: Schritte des Pragmatischen Auswertungsverfahrens nach Mayer (2013, S. 48–50; eigene Darstellung).....	75

Anhang

I. Aufgabenstellung Emotionales Mapping

Beiblatt: Emotionales Mapping

Aufgabenstellung:

Du wirst gebeten, eine emotionale Karte deiner Erfahrungen im öffentlichen Raum der Stadt Wien (AT) anzufertigen. Diese emotionale Karte soll dazu dienen, deine Erfahrungen und dein emotionales Erleben im öffentlichen Raum besser verstehen und nachvollziehen zu können. Mit öffentlichem Raum sind alltägliche, öffentlich zugängliche Orte gemeint. Orte im öffentlichen Raum sind beispielsweise offene Straßen, Plätze, Parks, der öffentliche Nahverkehr oder öffentliche Gebäude.

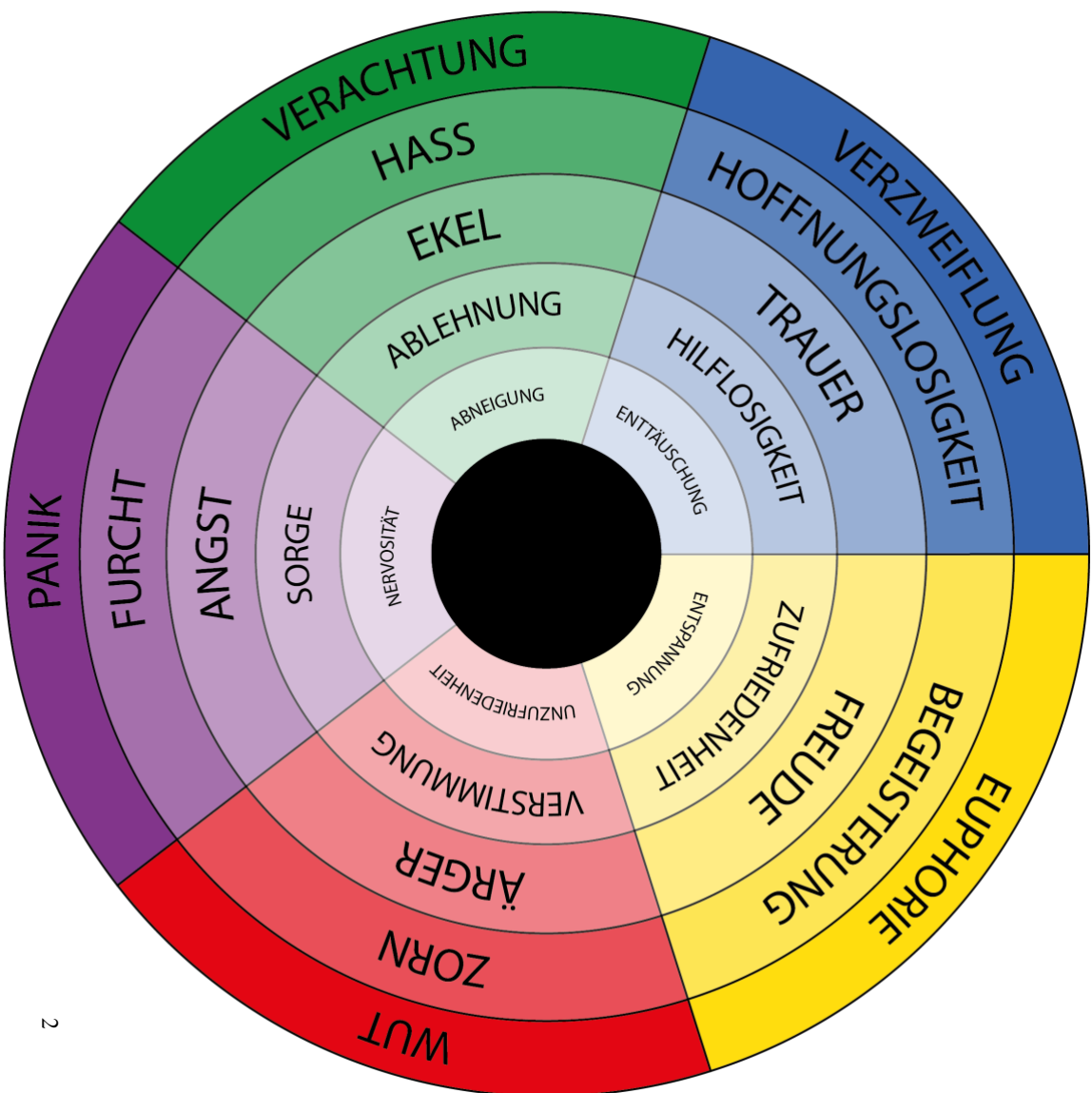
Die Emotionen, welche du über deinen Alltag in einem individuell festgelegten Zeitraum (zw. 7-14 Tagen) erlebst, sollen auf einer A4-Seite visuell festgehalten werden. Welche visuelle Art der Darstellung du wählst (z.B. Zeichnung, Landkarte, Mind-Map etc.), ist dabei dir überlassen. Es können verschiedene Schreibmittel sowie Farben verwendet werden, ebenso kannst du Orts-Kategorien (Straße, Platz, U-Bahn etc.) oder spezifische Orte (z.B. Stephansplatz) und Begegnungen benennen. Genauso kannst du auf Erinnerungen aus der Vergangenheit verweisen, die dir im Alltag einfallen. Wichtig ist, dass du deine diversen erlebten Emotionen festhältst.

Tipps für dein Emotionales Mapping:

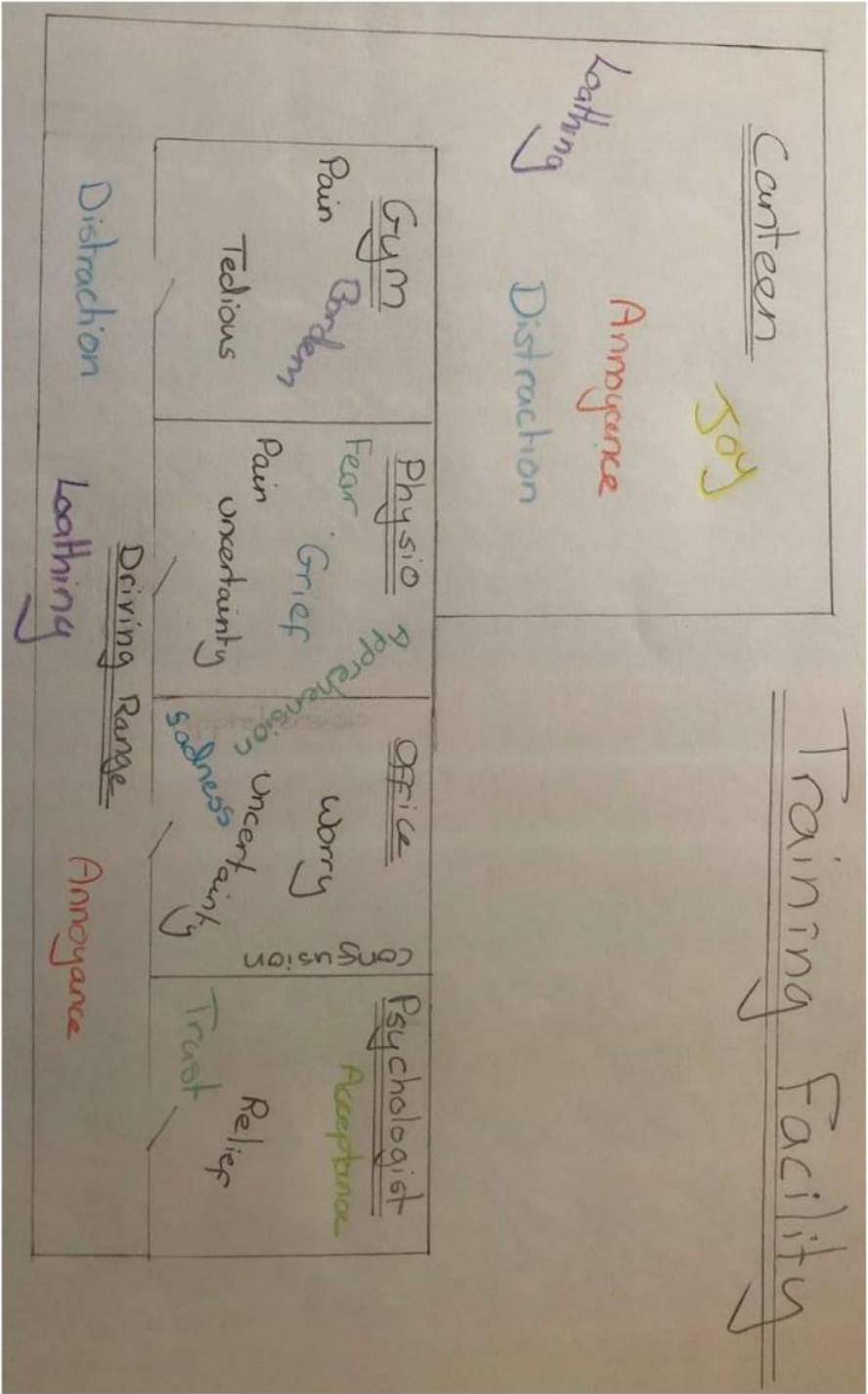
- ☐ Nutze den öffentlichen Raum so, wie du es normalerweise im Alltag tust. Versuche darauf zu achten, welche Orte & Begegnungen bei dir einen Eindruck hinterlassen und welche Emotionen du dabei fühlst.
- ☐ Nimm dir so viel Zeit wie du benötigst, um deine emotionale Karte anzufertigen. Versuche nicht alles an einem Tag zu erledigen, sondern jeden Tag etwas aufzuschreiben.
- ☐ Mache dir unterwegs hin und wieder Notizen auf deinem Handy, die du zu Hause in Ruhe auf deiner emotionalen Karte eintragen kannst.
- ☐ Es gibt keine falschen Notizen oder Emotionen.

Die emotionale Karte dient im Rahmen eines zweiten vereinbarten Termins als Basis für ein Interview über deine Erfahrungen. Um das Erstellen einer emotionalen Karte zu erleichtern, werden während des Informations-Termins Beispiele gezeigt und durch Fragen beantwortet. Beiliegend findest du eine Grafik mit einer Auswahl an gängigen Emotionen.

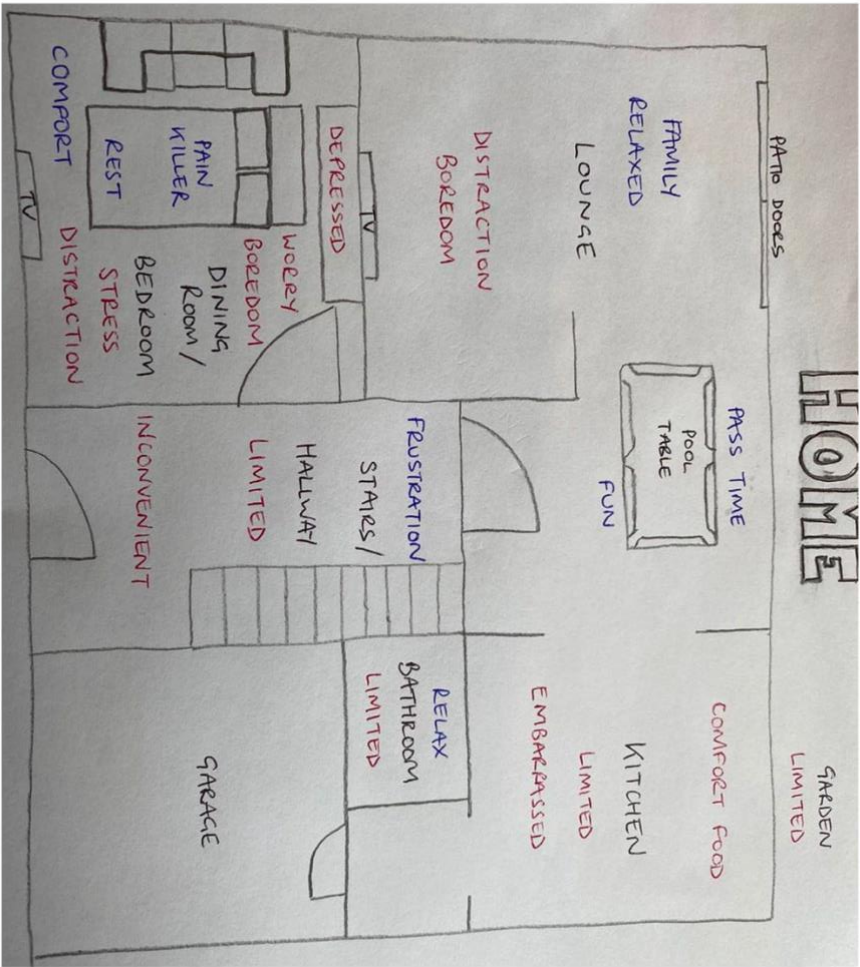
Hier findest du beispielhaft Emotionen, welche du in deiner emotionalen Karte nutzen kannst. In der Grafik sind die Emotionen farblich gruppiert und nach gesteigerter Intensität des Empfindens gereiht. Es steht dir aber auch frei, selbst Emotionen zu benennen oder einer Situation mehrere Emotionen zuzuordnen. Genauso kannst du selbst Farben wählen, welche du mit bestimmten Emotionen verbindest. Falls du eine Emotion nicht benennen kannst, kannst du dies ebenfalls aufschreiben.



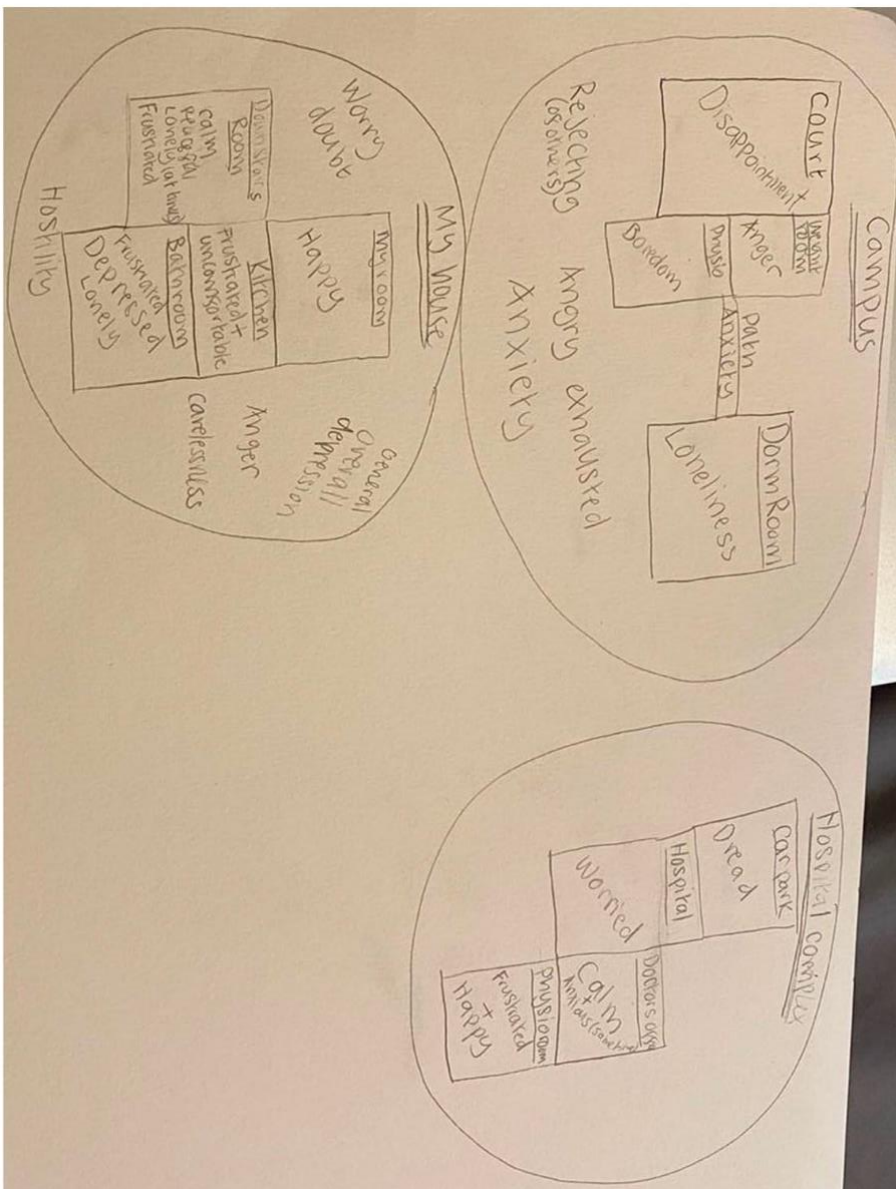
Beispiel 1: Emotionale Karte einer Sportstätte



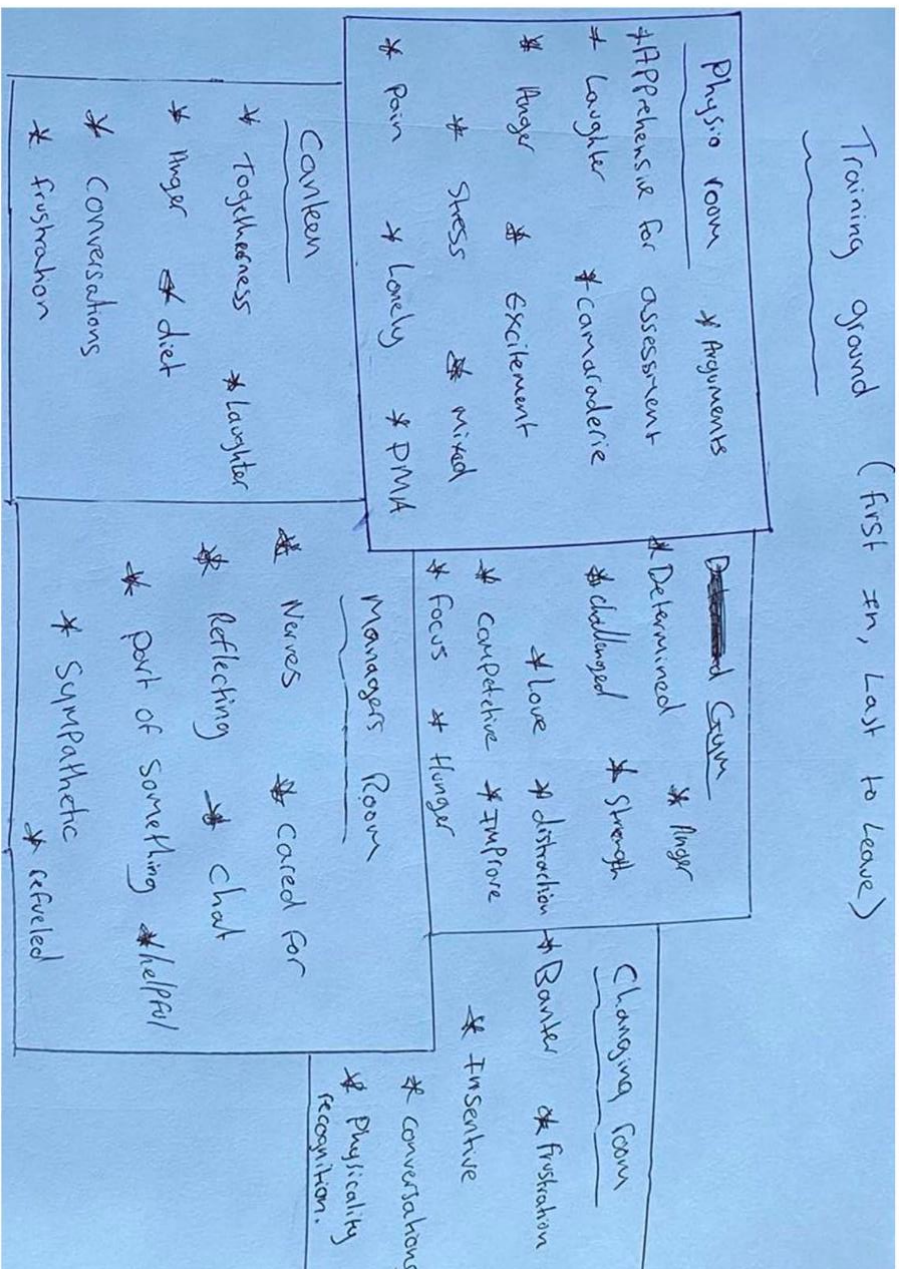
Beispiel 2: Emotionale Karte einer Wohnung



Beispiel 3: Emotionale Karte verschiedener Orte I



Beispiel 4: Emotionale Karte verschiedener Orte II



II. Fragebogen Identitätsmerkmale Interview-Partner

Abfrage über Daten und Identitätsmerkmale der interviewten Person

Nummer:

Alter:

Aktueller Wohnbezirk:

Höchster Bildungsabschluss:

- | | |
|---|--|
| ☐ Pflichtschule/Hauptschule | ☐ Berufsausbildung/Lehre |
| ☐ Matura/Abitur | ☐ Hochschule |
| ☐ andere: _____ | ☐ Keine Angaben |

Meine Geschlechtsidentität beschreibt am besten (mehrfach ankreuzen möglich):

- | | |
|-------------------------------------|---|
| ☐ cisgender | ☐ transgender |
| ☐ Mann | ☐ Frau |
| ☐ nicht-binär | ☐ gender non-conforming |
| ☐ queer | ☐ andere: _____ |
| ☐ Keine Angaben | |

Meine sexuelle Orientierung beschreibt am besten:

- | | |
|--|-------------------------------------|
| ☐ homosexuell/schwul | ☐ bisexuell |
| ☐ pansexuell | ☐ asexuell |
| ☐ heterosexuell | ☐ queer |
| ☐ andere: _____ | ☐ Keine Angaben |

Ich identifiziere mich selbst als queer bzw. Teil der Queer-Community. ☐ ja ☐ nein

III. Einverständniserklärung Leitfadeninterview



universität
wien

**Referat Genderforschung |
Studienservicestelle Gender Studies**

Campus der Universität Wien

Spitalgasse 2-4, Hof 1.11

1090 Wien

Web: <https://gender.univie.ac.at/>

Forschungsvorhaben: Masterarbeit mit dem Arbeitstitel
„Männlichkeit(en) im öffentlichen Raum“
Datenerhebung durchgeführt von Matthias WENTZEL, 11708226

Interviewteilnehmer*in:

Einverständniserklärung

Hiermit bestätige ich, dass ich über das Forschungsvorhaben ausreichend informiert wurde. Es ist mir bewusst, dass meine Teilnahme an der Datenerhebung freiwillig ist und ich diese jederzeit ohne Angaben von Gründen beenden kann. Ich bin damit einverstanden, dass das Interview aufgezeichnet wird und später in Schriftform übertragen werden kann. Ich wurde darüber informiert, dass meine Aussagen abschnittsweise in wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen zitiert werden können. Dazu wird folgendes vereinbart (bitte eine der folgenden Optionen auswählen und ankreuzen):

- ☐ 1A. Meine Aussagen dürfen abschnittsweise in wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen zitiert werden, ohne dass personenbezogene Daten pseudonymisiert werden müssen. Angaben zu meiner Person wie Telefonnummer, Emailadresse oder Postadresse werden nicht veröffentlicht oder an Dritte weitergegeben.
- ☐ 1B. Meine Aussagen dürfen abschnittsweise in wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen zitiert werden, jedoch ausschließlich in pseudonymisierter Form, sodass keine Rückschlüsse auf meine Person gezogen werden können.

Zur Verwendung von Fotos und/oder Videos wird folgendes vereinbart (bitte eine der folgenden Optionen auswählen und ankreuzen):

- ☐ 2A. Ich gebe meine Zustimmung, dass allfällige Fotos und/oder Videos, die während des Forschungsvorhabens von mir gemacht werden, in wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen wiedergegeben werden dürfen.
- ☐ 2B. Ich bin nicht damit einverstanden, dass Fotos und/oder Videos, die während des Forschungsvorhabens von mir gemacht werden, in irgendeiner Form veröffentlicht werden.

.....
Ort und Datum

.....
Name und Unterschrift

Datenschutzmitteilung

Herzlichen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, als Interviewpartner/in für eine Datenerhebung zur Abfassung einer Masterarbeit an der Universität Wien zur Verfügung zu stehen.

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist mir bei dieser Datenerhebung ein besonderes Anliegen. Ihre Daten werden ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (§ 2f Abs 5 FOG) erhoben und verarbeitet. Abschlussarbeiten müssen laut Universitätsgesetz veröffentlicht werden (durch Aufstellen in der National- und Universitätsbibliothek), sie sind üblicherweise auch online zugänglich. Die Daten können von Dem*der Betreuer*in und/oder dem*der Begutachter*in der wissenschaftlichen Arbeit für Zwecke der Leistungsbeurteilung eingesehen werden. Die erhobenen Daten dürfen gemäß Art 89 Abs 1 DSGVO grundsätzlich unbeschränkt gespeichert werden.

Es besteht das Recht auf Auskunft durch die*den Verantwortliche*n dieser Datenerhebung über die erhobenen personenbezogenen Daten sowie das Recht auf Berichtigung, Löschung, Einschränkung der Verarbeitung der Daten sowie ein Widerspruchsrecht gegen die Verarbeitung sowie das Recht auf Datenübertragbarkeit.

Sofern Sie unter 1A einer Verwendung Ihrer Daten in nicht pseudonymisierter Form zugestimmt haben, können Sie diese Zustimmung jederzeit widerrufen. Jede Verwendung Ihrer Aussagen in einer wissenschaftlichen Arbeit, die bis zu diesem Zeitpunkt stattgefunden hat, ist allerdings rechtskonform und muss nicht aus der Arbeit entfernt werden.

Wenn Sie Fragen zu dieser Datenerhebung haben, wenden Sie sich bitte gern an die/den Verantwortlichen der Untersuchung: Matthias WENTZEL (a11708226@unet.univie.ac.at), Student der Gender Studies der Universität Wien, Zieglergasse 94/23, 1070 Wien.

Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/FOG und studentischer Forschung wenden Sie sich an den Datenschutzbeauftragten der Universität Wien, Dr. Daniel Stanonik, LL.M. (verarbeitungsverzeichnis@univie.ac.at). Zudem besteht das Recht der Beschwerde bei der Datenschutzbehörde (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

IV. Fragenkatalog

Interview-Fragensammlung:

Thema: Emotionale Karte

1. Beschreibe bitte kurz deine emotionale Karte. Konntest du deine Emotionen im öffentlichen Raum gut abbilden?
 - 1.1. Welche Emotionen kommen häufig vor? Welche seltener?
 - 1.2. Gab es Emotionen, die du nicht benennen konntest?
 - 1.3. Du hast die Emotion ... auf deiner emotionalen Karte mehrmals genannt. In welchen Situationen hast du diese Emotion verspürt?
 - 1.4. Welche Dinge kann die Emotionale Karte deiner Meinung nach nicht gut zeigen, die du ergänzen möchtest?
 - 1.5. Erzähl mir eine Erfahrung/Situation, die du, während dem Erstellen deiner emotionalen Karte, erlebt hast. Welche Emotionen kamen dabei auf?

Thema: Begegnungen

2. Gab es besondere Situationen oder Begegnungen, die du notiert hast?
 - 2.1. Welche Emotionen verbindest du mit verschiedenen Begegnungen?
 - 2.2. Mit wem waren diese Begegnungen?
 - 2.3. Kamen manche Begegnungen häufiger an bestimmten Orten vor?
 - 2.4. Gab es emotionale Situationen aus deiner Vergangenheit, die dir während deiner emotionalen Karte in den Sinn gekommen sind?

Thema: Orte

3. Rufen manche Orte in dir mehr negative oder positive Emotionen hervor?
 - 3.1. Beeinflusst es deine Gefühle, wenn du einen Ort nicht gut kennst?
 - 3.2. Welche Orte rufen in dir positive Gefühle hervor?
 - 3.3. Gibt es bestimmte Orte in Wien, die du mit bestimmten Emotionen verbindest?
 - 3.4. Suchst du eher Orte auf, mit denen du positive Emotionen verbindest?
 - 3.5. Du hast diesen Ort häufiger genannt, welche Emotionen hast du mit diesem verbunden? Aus welchem Grund?
 - 3.6. Gibt es Arten von Orten (Öffis, Plätze etc.), mit denen du bestimmte Emotionen verbindest?

Thema: Gender-Identität

4. Hast du das Gefühl, du musst dich im öffentlichen Raum auf eine bestimmte Art verhalten?
 - 4.1. Beeinflussen negative Emotionen dein Verhalten im öffentlichen Raum?
 - 4.2. Wie verhältst du dich im öffentlichen Raum, damit du dich wohl fühlst?
 - 4.3. Was tust du, wenn du im öffentlichen Raum negative Emotionen fühlst?
 - 4.4. Denkst du, bestimmte Personengruppen fühlen im öffentlichen Raum öfter negative Emotionen (wie Angst, Trauer etc.)?
 - 4.5. Denkst du, das Geschlecht hat einen Einfluss auf die emotionalen Erfahrungen im öffentlichen Raum?

Thema: Sicherheit

5. Wie muss ein öffentlicher Ort für dich sein, damit du dich dort sicher fühlst?
 - 5.1. Empfindest du einen öffentlichen Ort, an dem du vermehrt negative Emotionen empfindest, als unsicher?
 - 5.2. Hast du einen Auslöser im Kopf, der bei dir negative Emotionen im öffentlichen Raum auslöst?
 - 5.3. Wie definierst du Sicherheit bzw. Unsicherheit für dich? Welche Emotionen spielen diesbezüglich eine Rolle für dich?
 - 5.4. Empfindest du Wien als eine sichere Stadt? Was macht eine Stadt für dich sicher?
 - 5.5. Wenn du auf eine unsichere Situation triffst, wie stellst du für dich wieder ein Sicherheitsgefühl her?
 - 5.6. Hast du in der Vergangenheit unsichere Begegnungen/Situationen in Wien erlebt? Welche Emotionen hast du erlebt? Und wie hast du reagiert?